Magazin des Soldaten

HEFT 8 • AUGUST 1964 • PREIS DM 1,–

ARMEE Rundschau



Ernest G. Reuter: 13. August 1961 am Brandenburger Tor *Radierung 1962*

OBERST RICHTER antwortet

Stabsmatrose Schirmer fragt: Ist es Burschengeist, wenn wir die Wohnräume der Unteroffiziere sauber machen müssen?

„Burschengeist?" fragen Sie – DV 10/3 Ziffer 149 sagen andere! Ja, was ist denn überhaupt Burschengeist?
Das preußische Militärwesen gibt uns darauf eine Antwort. Das Vorrecht des adligen Offiziers war es, sich einen Bediensteten (einen Burschen) zu halten. Das war oft ein Leibeigener – persönliches Eigentum des Offiziers. Die armen Adelsknaben hatten es aber auch nötig. Wer hätte ihnen in die Kürasse, in die Uniform oder dann auf's Pferd geholfen? Mann und Pferd wären verkommen! Armeen ohne Burschen untergegangen! Ich übertreibe natürlich leicht – aber es gab tatsächlich eine halbe militär-ökonomische Notwendigkeit für einen Offiziersschatten.
Später wurde aus dem Burschen der Putzer – mit Schwejkscher Lyrik auch Putzfleck genannt. Das war, als sich die Feudalheere in kapitalistische Armeen umwandelten. Hier wurden sie Kotzdreckwegräumer, Blitzableiter und Prügelknaben – eine Ware, wie der brave Soldat Schwejk, der von seinem Oberleutnant Luckacz an den Feldkuraten Katz im Kartenspiel verhökert wurde.
Gibt's das auch noch bei uns? Nein! Eine sozialistische Armee kennt keine Kategorie „Putzer"! Putzen tut bei uns jeder sein Eigenes, Persönliches, die Soldaten das von mehreren Genutzte oder auch das der Gemeinschaft Gehörende – normalerweise und befehlsgemäß, damit Ordnung herrscht. Außerdem haben wir für bestimmte Einrichtungen noch spezielle Reinigungskräfte gegen Bezahlung. Mehr steht in der DV 10/3 nicht drin, und mehr sollte auch keiner hineinputzen oder herausputzen.
Aber nun zu den Unteroffizieren und dem vermeintlichen Burschengeist, der in ihren Wohnräumen schwebt.
Ich meine, die Unteroffiziere sollten sich für ihre Stuben und den Geist, der in ihnen herrscht, selbst voll verantwortlich fühlen – auch was die Sauberkeit angeht. Das schmälert in keiner Weise ihre Autorität. Sie sollten vor allem für gute sozialistische Beziehungen zu ihren Soldaten sorgen.
Dann wird es nämlich kein Soldat als entwürdigend empfinden, wenn er in der Dienstzeit beim Revierreinigen auch mal die Unteroffiziersstuben mit ausfegen oder wischen muß, weil vielleicht der Unteroffizier durch seine viel weitergehende Verantwortung auch dann noch mit dienstlichen Aufgaben beschäftigt ist, wenn der Soldat schon dienstfrei hat. Nur das Verhältnis zwischen beiden muß eben in Ordnung sein.

Feldwebel G. Schröder fragt: Meine vier Jahre sind im Oktober um, ich möchte aber im September ein Studium aufnehmen. Nun will man mich aber nicht vorzeitig entlassen. Muß ich tatsächlich noch ein ganzes Jahr warten?

Weder – noch! Aber hoffentlich haben Sie bereits Ihre Eignungsprüfung bestanden und sind an einer Hochschule immatrikuliert. Ohnedem geht's nicht!
Inzwischen ist nämlich eine sehr vernünftige Regelung zwischen dem Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen und unserem Ministerium gefunden worden. Danach können alle Armeeangehörigen, die aus dem aktiven Wehrdienst entlassen werden, nach Erfüllung obengenannter Bedingungen sofort nach ihrer Entlassung noch in das inzwischen angelaufene Studium einsteigen. Das „sofort" ist wörtlich zu nehmen.
Damit ist für längerdienende Soldaten die gleiche Erleichterung geschaffen wie für Soldaten, die ihren Grundwehrdienst ableisten und anschließend zum Studium gehen wollen.
Sie sehen: Die sozialistische Militär-Antibürokratie fand auch hier einen Weg, wie Gesetz und Recht unter einen Stahlhelm gebracht werden können. Bleibt der Wunsch, daß Sie das Weltniveau im Einzellernen ebenso erreichen, wie es unser Bildungswesen schon besitzt.

Ihr Oberst

Richter

Was muß man wissen?

Ich interessiere mich für den medizinischen Dienst in der Armee und möchte Sanitäter oder Krankenwagenfahrer werden. Welche Voraussetzungen braucht man dazu? Werner Rexhausen, Weimar



Für die Arbeit als Sanitäter im Medizinischen Dienst der NVA sind im allgemeinen keine Vorkenntnisse erforderlich, da jeder Sanitäter einen Lehrgang besucht. Das im DRK erworbene Wissen wird jedoch von großem Vorteil sein. Bei entsprechender Befähigung und der Bereitschaft, sich als Soldat auf Zeit zu verpflichten, besteht die Möglichkeit, Sanitätsunteroffizier zu werden.

Kein Scheidungsgrund

Ich arbeite auf einer Großbaustelle und bin in den neun Jahren meiner Ehe nur zweimal vier Monate täglich zu Hause gewesen. Zeitweise kam ich auch nur einmal monatlich zu meiner Frau nach Hause. Vielen unserer Kollegen und Genossen geht es ebenso. Ich habe aber zu meiner Frau festes Vertrauen. Wir haben uns in diesen Jahren nicht auseinandergelebt. Deshalb würde ich Wehrdienst als Scheidungsgrund in keinem Fall anerkennen, wie es ganz richtig in der Umfrage Heft 6/64 gesagt wird.

W. Blätterlein, z. Z. Vetschau

SOS . . . SOS . . .

Wir haben am Pfingstsonntag zwei Obermatrosen aus Stralsund kennengelernt. Claus und Jörg hatten an diesem Sonntag bis 21 Uhr Wache am Fahrzeugplatz im Plänterwald. Wir würden uns sehr über Post von ihnen freuen.

Anneliese Kraußе, Sylvia Franke, Berlin N 113, postlagernd

Frecher Raub

Was ist nach dem ersten Weltkrieg aus der russischen Schwarzmeerflotte geworden?

Hans-Joachim Behnke, Berlin

Beim Vordringen der siegreichen Roten Armee an der russischen Schwarzmeerküste wurde von den Weißgardisten ein Teil der Schwarzmeerflotte versenkt oder gesprengt, die meisten Schiffe wurden jedoch nach dem französischen Stützpunkt Bizerta entführt. Die Schiffe wurden aber nicht in die französische Mittelmeerflotte eingereiht, sondern zum Verkauf an private Schrottfirmen freigegeben. Der Erlös wurde für die Unterstützung der weißgardistischen Emigranten verwendet.

Magazin = Vielfalt

Im Postsack der Nummer 5 las ich die Ansicht von Heinz Koewins. Ich bin mit ihm nicht einverstanden. Er meint, es wäre in der AR noch zu viel drin, was nicht in eine militärische Zeitschrift gehört. Ich denke, daß kein Soldat ein „Nur-Militär" sein darf. Er interessiert sich ja schließlich für die Probleme unseres Lebens, denn er ist doch nicht aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Sport gehört nach meiner Ansicht genauso in das Soldatenmagazin wie die aktuelle Umfrage, Gespräche mit Künstlern oder die netten kleinen Bildgeschichten. Ein Magazin soll ja vielseitig sein.

Helmut Springer, Birkenwerder

Betrifft: Dienstlaufbahnabzeichen

Warum gibt es kein Dienstlaufbahnabzeichen für Pioniere?

Unterfeldwebel Appelmann, Rostock

Es ist vorgesehen, für Pioniere bei den Landstreitkräften, den Luftstreitkräften und der Volksmarine ein einheitliches Dienstlaufbahnabzeichen einzuführen. Für die Grenztruppen ist das bereits erfolgt.

Na denn Prost!



Im Juniheft fanden wir auf Seite 11 eine Mädchenfotografie. Meine Freundin und ich sagten, es wäre Marina Vlady. Zwei Bekannte von uns behaupteten aber, sie wäre es nicht. Da haben wir um einen Kasten Bier gewettet.

Christa Hebold, Ebersbach

Den Kasten Bier haben Sie verloren. Es handelt sich tatsächlich nicht um Marina Vlady, sondern um die polnische Schauspielerin Kalina Jedrusik.

Flammenwerferpanzer

Ich möchte etwas zum Artikel „Eiserne Schildkröten" im Juniheft ergänzen. 1941/42 wurde mir eine weitere, ziemlich häufig eingesetzte Version des KW bekannt. Dieser Panzer sah aus wie der

KW 1, hatte neben den üblichen MG in Turmblende eine 45 mm KWK, der durch eine Blechattrappe das Aussehen einer 76 mm KWK gegeben wurde. Rechts daneben befand sich in der Walzenblende ein Flammenwerferstrahlrahr. Diese Version wurde als KW 8 bezeichnet und hatte mit dem Flammenstrahl eine Reichweite von 80–100 m.

G. Boruttau, Potsdam-Babelsberg

Klarer Fall

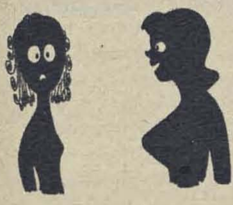
Angenommen, jemand wird mit Ausgangssperre bestraft. Schließt die Ausgangssperre den Wochenendurlaub aus? Bis jetzt konnte ich darüber noch keine klare Auskunft erhalten.

Unteroffizier Härtel, Veilsdorf-Werra

Die Bestrafung mit Ausgangssperre bedeutet ein Verbot des Verlassens des Objekts außer zu dienstlichen Zwecken. Es wird also in der Zeit der Ausgangssperre auch kein Wochenendurlaub gewährt.

Achtung, Kurve!

Es geht um die Mädchenbilder. Müssen es denn immer „Sexbomben" sein? Ich sehe mir gern diese Fotos an. Aber da liegt der Hase im Pfeffer. Bedauerlicherweise besitze ich nicht solche Kurven und ärgere mich sehr darüber. Lasse doch bitte Deinem Fotojäger auch einmal so ein Mädchen vor die Linse laufen. Auch sie haben ihre Reize. Vielleicht bringst Du solche Bilder, wenn im Heft das Preisausschreiben ist. Glaube mir, dann würden sich die Soldaten viel mehr auf das Preisausschreiben konzentrieren.



Vignetten: Arndt

Margot Sollmann, Gebesee

Quittiertes

Zur Kritik an der mangelnden Versorgung während einer Übung der Volksmarine (Heft 7/64) schrieb uns Korvettenkapitän Hopp. Er schildert eingehend das Hin und Her um die Versorgungsfahrt, sagt aber nicht, wer es verursachte. Abschließend schreibt er: „Im allgemeinen hat es in unserer Einheit noch keine Beschwerden über die Versorgung gegeben, und ich hoffe auch, daß es uns weiter gelingen wird, eine einwandfreie Versorgung zu gewährleisten. Die aufgetretene Panne wurde eingehend ausgewertet."

„Worüber haben Sie sich im letzten Monat gefreut und worüber haben Sie sich geärgert?" fragten wir Feldwebel Eichholz, Zugführer im Truppenteil Unterspann. Er antwortete:

Mit einem heiteren



Gefreut habe ich mich vor allen Dingen über den Freundschaftsvertrag. Es ist doch gut zu wissen, daß die Sowjetunion in jeder Lage an unserer Seite steht und daß wir uns gegenseitig helfen. Das ist nun verbrieft und versiegelt: Die Entwicklung der DDR ist niemals und von niemand aufzuhalten. Auch nicht von Bonn.

und einem nassen



Aber nun einen Sprung in die täglichen Kleinigkeiten. Unsere Soldaten klagen oft über das Essen. Nicht über die Menge, sondern über die Zubereitung. Und sie haben recht. Es darf doch z. B. nicht vorkommen, daß der Blumenkohl sehr schlecht gesäubert ist. Oder als es im Juli so warm war, da gab's manchmal Kaltschale. Die war aber meist lauwarm oder sogar noch heiß. Das ist doch keine Erfrischung mehr.

Na, und dann noch ein anderes Ding. Da gehts um den Sport. Klar, möglichst alle sollen in der ASG sein. Aber dann müßte doch in der ASG auch etwas los sein. Am 28. Juni war Sportfest. Da mußte jede Kompanie des Bataillons in elf Disziplinen drei Teilnehmer stellen, z. T. in Disziplinen, die wir noch nie betrieben hatten.

Oder die Sportabzeichen. Da gab's Genossen, die einige Bedingungen nicht schaften. Die wurden Ende Juni vom Bataillonskommandeur, Hauptmann Uhle, zusammengerufen und gefragt: Sind Sie schon gelaufen, gesprungen usw.? Das bejahten die Genossen. Daraufhin wurden die Bewerberkarten ausgefüllt – für unsere Kompanie von mir – und von Abnahmeberechtigten bestätigt, obwohl in Wirklichkeit die Bedingungen nicht erfüllt waren. In unserer Kompanie betraf das etwa 10 Genossen. Da ist das Sportabzeichen doch keine Auszeichnung mehr.

Wir fragen deshalb Oberstleutnant Otto, wie das Essen verbessert werden kann, und Hauptmann Uhle, was er vom Wettbewerb hält.

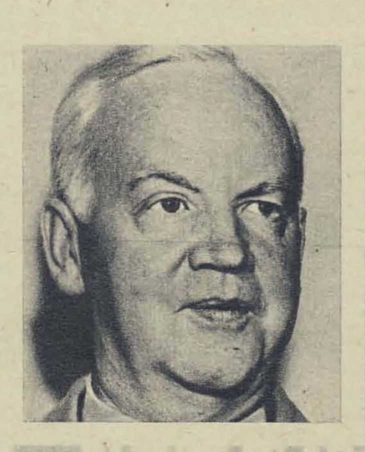
Zweimal 50 Jahre



KAISER WILHELM II. am Silvesterabend 1905: „Erst die Sozialisten abschießen, köpfen und unschädlich machen, wenn nötig per Blutbad, und dann Krieg nach außen." Die Zeitung der Schwerindustrie „Die Post" am 24. Februar 1914: „Aufgabe der deutschen Politik ist es nicht, den Frieden nach Möglichkeit zu erhalten, sondern den unvermeidlichen Krieg mit Umsicht und Tatkraft vorzubereiten." Der Chef des Generalstabes, General v. Moltke, im Mai 1914: „Die erforderlichen Geldmittel müssen dafür beschafft werden, ich weise hierzu nur auf die ungeheuren Summen hin, die das deutsche Volk jährlich für Genußmittel verausgabt." Generalmajor v. Wehninger am 29. 7. 1914: „Der Chef des Generalstabes setzte seinen ganzen Einfluß darein, daß die selten günstige Lage zum Losschlagen ausgenutzt werde ..."
Am 1. 8. 1914 begann der erste Weltkrieg. 10 Millionen Menschen fanden den Tod.



HITLER Ende 1937 auf der faschistischen Ordensburg Sonthofen: „Wir wollen unser Volk ganz nach vorne führen! Ob sie uns lieben, das ist uns einerlei! Wenn sie uns nur respektieren! Ob sie uns hassen, ist uns einerlei, wenn sie uns nur fürchten." Hitler am 23. Mai 1939 vor den Befehlshabern der Wehrmachtsteile: „Die wirtschaftlichen Probleme müssen auch gelöst werden ... Ohne Einbruch in fremde Staaten oder Angreifen fremden Eigentums ist dies nicht möglich ..." Geheime Denkschrift des Generalstabes aus dem Jahre 1938: „... je energischer die eine Partei die Kampfmittel der neuen Zeit zur Geltung bringt, je skrupelloser sie sich über alle Grenzen hinwegsetzt, die bis dahin eine herkömmliche Anschauung von Kriegs- und Völkerrecht gezogen hatte, desto stärker wird ihre Überlegenheit sich auswirken." Am 1. 9. 1939 begann der zweite Weltkrieg. 55 Millionen Menschen fanden den Tod.



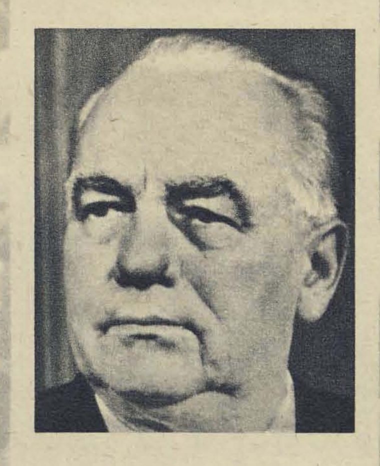
HEINRICH LÜBKE am 9. 3. 1964: „Wir sehen uns heute von der kommunistischen Ideologie bedroht, die eine bedeutende politische und militärische Kraft entwickelt hat und nicht nur auf die Eroberung unseres Landes, sondern der ganzen Welt ausgerichtet ist ..." Kriegsminister von Hassel im Mai 1964: „Wir wollen Deutschland in den Grenzen des Bismarck-Reiches wiederherstellen." Verkehrsminister Seebohm: „Die ČSSR, Polen und die Sowjetunion sollen sich gar nicht der Hoffnung hingeben, daß wir das Land hinter Oder und Neiße abgeschrieben hätten." Kriegsminister von Hassel im Juli 1963 über den Bonner Anspruch auf Kernwaffen: Die militär-politische Konzeption der Bonner Regierung lasse sich nur verwirklichen, „wenn wir über die wirksamsten technischen Mittel verfügen, ... und wenn wir darüber hinaus entschlossen und bereit sind, von den uns gegebenen Mitteln Gebrauch zu machen."

Eine Blutspur zieht sich durch die letzten fünfzig Jahre der Geschichte unseres Volkes. Sie klagt die Herren von Kohle, Stahl und Chemie, die befrackten Diplomaten und säbelrasselnden Militärs des millionenfachen Mordes an. Gegen ihr verbrecherisches Treiben stand stets die Front der deutschen Arbeiterklasse unter der Führung der Kommunisten, der besten Söhne des deutschen Volkes. Das sind die Lehren dieser fünfzig Jahre deutscher Geschichte: die Imperialisten und Militaristen sind die Todfeinde der Nation, die Arbeiter-und-Bauern-Macht ist die Zukunft unseres Volkes.

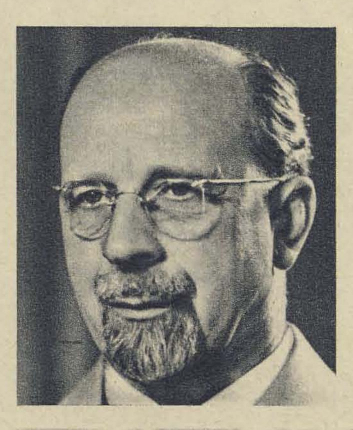
KARL LIEBKNECHT am 12. 8. 1911 über die Kriegsprovokation des deutschen Imperialismus: „Nur angespannteste Wachsamkeit und andauernde Bekundung der proletarischen Bereitschaft zum rücksichtslosen Kriege gegen den Krieg kann die Gelüste jener politischen Piraten endgültig niederringen." Karl Liebknecht am 2. 12. 1914 vor dem deutschen Reichstag: „Dieser Krieg, den keines der beteiligten Völker selbst gewollt hat, ist nicht für die Wohlfahrt des deutschen oder eines anderen Volkes entbrannt. Es handelt sich um einen imperialistischen Krieg, einen Krieg um die kapitalistische Beherrschung des Weltmarktes..." Karl Liebknecht in einem Flugblatt vom Mai 1915: „Der Hauptfeind des deutschen Volkes steht in Deutschland: der deutsche Imperialismus, die deutsche Kriegspartei, die deutsche Geheimdiplomatie. Diesen Feind im eigenen Lande gilt's für das deutsche Volk zu bekämpfen."



WILHELM PIECK im Juni 1935: „Nachdem sich der deutsche Imperialismus von der Kriegsniederlage erholte und wieder erstarkte, wird für ihn der Kampf um neue Absatzmärkte zu einer Frage der Neuaufteilung Europas, auf deren Lösung er mit großem Ungestüm hinarbeitet. Da dies nicht ohne einen neuen Krieg möglich ist, so setzt er alle Kräfte an die militärische Aufrüstung und Vorbereitung des Krieges." Wilhelm Pieck Anfang 1937: „Dem Hitlerfaschismus bei seinen Kriegstreibereien in den Arm zu fallen, ihm die Durchführung seiner Verbrechen unmöglich zu machen, ist in erster Reihe Aufgabe des deutschen Volkes." Wilhelm Pieck im August 1938: „Beginnt Hitler den Krieg, dann steht vor allem vor der deutschen Arbeiterklasse die geschichtliche Aufgabe, diesen Krieg so schnell wie möglich durch die Vernichtung des Hitlerregimes zu beenden und den Frieden wiederherzustellen."



WALTER ULBRICHT, Vorsitzender des Staatsrats der DDR, am 27. 5. 1964 an den Bonner Kanzler Erhard: „Der Weg, den Sie und Ihre Regierung gehen, ist nach wie vor der Weg der forcierten Rüstung und des Konflikts, der Weg der Unterstellung der Bundeswehr unter die Kommandogewalt von Hitlergeneralen, der Weg der atomaren Aufrüstung, der Beteiligung an einer multilateralen Atomstreitmacht der NATO, der Stationierung und Lagerung immer mehr ausländischer nuklearer Waffensysteme auf westdeutschem Boden. Aber dieser Weg führt in den Abgrund und macht die Überwindung der deutschen Spaltung unmöglich. Diese Politik setzt die Existenz Deutschlands, ja sogar die physische Existenz der Deutschen und vor allem der westdeutschen Bevölkerung aufs Spiel... Haben Sie denn von zwei Kriegen noch nicht genug? Mit Ernst und allem Nachdruck möchte ich Sie und Ihre Regierung zur Umkehr mahnen!"



Mit der ersten Granate...

Von den ausgezeichneten Schießergebnissen der Schwimmpanzerbesatzungen überzeugten sich unsere Reporter E. Gebauer (Fotos) und R. Dressel (Text)



◀ Die nächsten beiden Besatzungen haben ihre Munition empfangen. Unterfeldwebel Malich (rechts) braucht nur eine Granatpatrone mitzubringen, denn sein Vorgänger hatte zwei Schuß „eingespart".

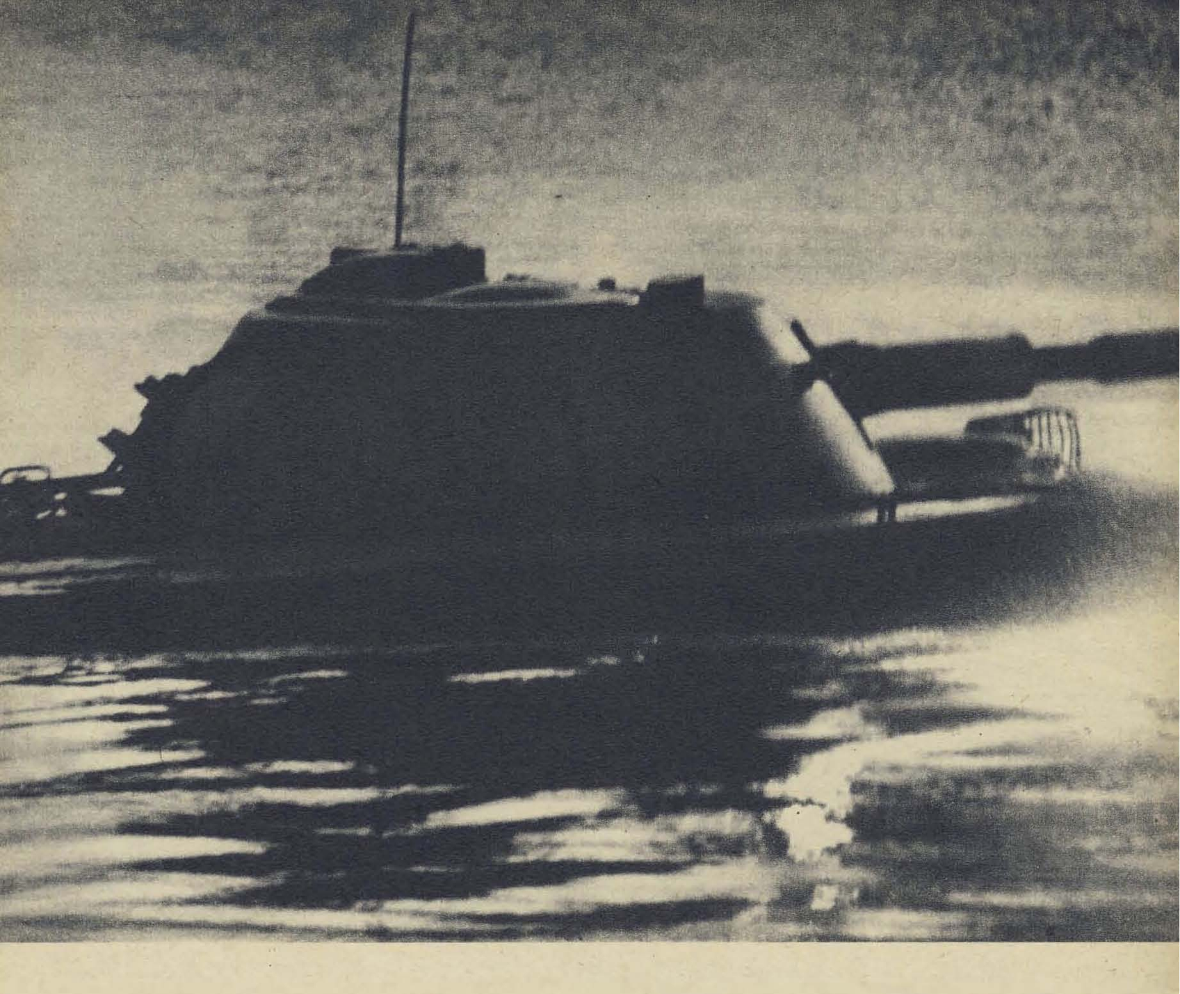
Schwimmpanzer beim Gefechtsschießen während der Wasserfahrt. Am Ufer des kleinen Sees stehen zwei Besatzungen, das nächste Rennen, hinter ihren Fahrzeugen angetreten. Die Kopfhauben ein wenig angehoben, lauschen sie hinauf zum Kommandoturm, wo Major Broll das Schießen leitet.

Unterfeldwebel Martin Malich, einer der beiden Kommandanten, sieht unablässig hinauf zum Lautsprecher, der am Turm angebracht ist. Jeden Augenblick kann von dort das Startkommando kommen. Er weiß, wie es bei solchen Gefechtsschießen zugeht. Noch vor wenigen Monaten freute er sich, damals noch Panzerfahrer, auf jede „Seefahrt". Sie hatte für ihn immer einen

▲
„Zum Gefecht!" rief Major Broll soeben ins Mikrofon. Wenige Augenblicke später heulen die Panzermotoren auf. Vom Kommandoturm aus kann man das Schießen genau beobachten.

Fast gleichzeitig tauchen die beiden Schwimmpanzer in die Fluten. Wenn der Fahrer auf Wasserfahrt geschaltet hat, richtet der Kommandant die Kanone auf das einige hundert Meter entfernte Ziel.
▼





Mit der ersten Granate...

besonderen Reiz, weil er dabei sein gutes fahrerisches Können beweisen konnte. Aber heute bedient er nicht die Lenkknüppel, sondern erstmals bei einer Wasserfahrt die Panzerkanone und das MG. Als Kommandant ist er gleichzeitig Richtschütze. In seiner Hand liegt es also, den guten Ruf seines Kollektivs als „Beste Besatzung" des Zuges zu verteidigen.

Auf den Fahrer Unteroffizier Harald Sültemeier und den Ladeschützen Soldat Hartmut Below ist Verlaß. Sie arbeiten schon ein Jahr zusammen in einer Besatzung. Als er vor ein paar Monaten ihr Kommandant wurde, waren sie schnell miteinander „warm" geworden. Und auch heute wird jeder sein Bestes geben. Davon ist der Unterfeldwebel fest überzeugt. Er möchte zwar nicht auf ein „Gut" oder gar „Sehr gut" pochen, aber die Schießaufgabe will er erfüllen, unbedingt.

„Zum Gefecht!" erklingt es laut und scharf aus dem Lautsprecher. Wie von der Tarantel gestochen, laufen die Genossen an ihre Fahrzeuge, klettern hinein und verschließen die Luken. Unterfeldwebel Malich nimmt sofort Funkverbindung zum Kommandoturm auf. Los!

Der Motor heult auf. Gleichzeitig fahren die beiden Schwimmpanzer die kleine Uferböschung hinab. Sie schieben mächtige Bugwellen vor sich her. Unteroffizier Sültemeier schaltet auf Wasserfahrt. Langsam steigert er die Drehzahl. Wie eine riesige Robbe schwimmt der Panzer davon. Nur den Turm mit der Kanone sieht man an der Oberfläche dahingleiten. Soldat Below hat die erste Granatpatrone schon geladen. Drei Schuß stehen zum Bekämpfen der Panzerscheibe zur Verfügung. Geht die erste daneben, sinkt automatisch die Note. Sorgfältig richtet der Unterfeldwebel die Scheibe an. Als sie genau im Zielstachel erscheint, drückt er ab. Hart klingt der Abschuß über den See. Fast gleichzeitig schießt auch das Nachbarfahrzeug.

„Feuer“! Hart klingt der Abschuß über den See. Gespannt erwartet die Besatzung das Ergebnis.



Die „Beste Besatzung“ hat sich ihres ehrenvollen Titels würdig erwiesen. Wie ihre Vorgänger, so haben auch die Genossen der Besatzung Malich zwei Schuß „eingespart“. Der Fahrer Unteroffizier Sültemeier (Mitte) und der Ladeschütze Soldat Below (links) sind stolz auf ihren Kommandanten.



Mit der ersten Granate...

Die Genossen am Ufer beobachten das Feuer durch das Scherenfernrohr. „Treffer!“ melden sie zum Turm. Beide Panzer trafen mit dem ersten Schuß. Major Broll übermittelt das Ergebnis den Kommandanten: „Möve zwo — Panzer vernichtet! Bekämpfen Sie MG!“ Der Unterfeldwebel sucht sofort die MG-Scheibe. Sie ist weit kleiner und deshalb schwerer zu erkennen. Aber dort ist sie. Er visiert sie an, drückt ab. Kein Schuß! Nanu!? Ladehemmung! Verflucht, auch das noch! Die Scheibe taucht nur 70 Sekunden auf. Er meldet es sofort zum Turm und reißt den Verschluß auf. Eine Patrone hat sich verklemmt. „Ladehemmung beseitigen! Bekämpfen Sie weiter!“ gibt Major Broll zurück. Doch der Schaden ist schon behoben. Der Unterfeldwebel visiert die Scheibe erneut an. Ein kurzer Feuerstoß. Zu hoch. Tiefer anhalten. Endlich fällt die Scheibe. Ob die 70 Sekunden schon herum sind? Er weiß es nicht. Da hört er im Kopfhörer die Stimme von Major Broll: „Möve zwo – Treffer! Fahren Sie links herum zurück!“ Die Ungewißheit weicht aus seinem Gesicht.

Als sich Unterfeldwebel Malich mit seiner Besatzung am Kommandoturm zurückmeldet, hat sich seine Erregung gelegt. Trotzdem kommt die Meldung nicht so flüssig, wie es notwendig wäre. Doch eines vergißt er dabei nicht zu erwähnen: „Munitionsverbrauch eine Granate!“ Der Major lobt sein schnelles, entschlossenes Reagieren. „Note Eins! Wegtreten!“ Und an das bereitstehende nächste Rennen gewandt: „Zum Gefecht!“

Der Beobachter am Scherenfernrohr hebt die Hand: „Möve zwo – Treffer!“ Freudig registriert Major Broll die Ergebnisse. Beide Besatzungen haben ihre Ziele mit dem ersten Schuß vernichtet.

Ein Herz für die Soldaten

Von Hauptmann Karl Wurzberger

„Wahnsinn", keuchte Soldat Weise und warf sich neben Brünning auf den höckerigen Grasboden. „Was der mit uns anstellt, ist Wahnsinn!"
Soldat Brünning, dem ebenfalls der Schweiß in schmutzigen Rinnsalen über die Wangen lief, sah ihn spöttisch an und sagte: „Na, halt mal die Luft an, du brauchst sie noch."
„Vorwärts!" Das Kommando des Gruppenführers riß sie hoch, und die Sonne brannte unbarmherzig auf ihre Rücken nieder.
„Stellung! – Eingraben!"
„Verdammich, auch das noch!" Empört zerrte Weise den Feldspaten aus der Tasche und stieß ihn in die ausgedörrte Erde. „Das mache ich nicht lange mit, darauf kannst du Gift nehmen!"
Brünning antwortete nicht. Verbissen kratzte er sich tiefer und tiefer.
„Schneller, Soldat Weise! Und die Augen sind vorn beim Gegner!" rief ihm Unteroffizier Gromann zu. Weise biß die Zähne zusammen. Wo bin ich nur hingeraten, dachte er. Da war Rompe ein anderer Kerl. Das war ein Gruppenführer, der hatte was übrig für seine Truppe. Aber der hier? Ein Antreiber! Mit mir nicht!
„Arbeit einstellen, auf meiner Höhe sammeln!"
Die Gruppe trat an. Erschöpft, durchgeschwitzt bis auf die Haut. Sie gingen an den Schützenmulden entlang, bis Gromann stehenblieb. „Soldat Weise, Sie haben den Brustwall zu steil aufgeschüttet. Da schlägt jedes Geschoß durch. Gehen Sie in Stellung, arbeiten Sie die Schützenmulde richtig aus!"
Weise starrte in die schweißnassen Gesichter der anderen, und seine Blicke hakten sich in die Augen des Gruppenführers, die nicht nachgaben.
„Zu Befehl!" Er sprang in die Schützenmulde und arbeitete, daß seine Stirnadern schwollen. Bis Gromann zufrieden war.
„Zehn Minuten Pause. Wegtreten!"
Weise ließ sich ins Gras fallen, brannte sich eine Zigarette an und blickte Gromann nach, der zum Zugführer hinüberging, und plötzlich war Spott um seine Mundwinkel. „Wie lange wollt ihr euch das eigentlich noch gefallen lassen?"
„Was?" fragte Brünning und sah auf.
„Die Schleiferei. Menschenskinder! Der Gromann muß doch denken, er hat Dumme vor sich! Bei mir ist der Bart ab. Das sind ja Barrasmethoden!"
„Quatsche kein Blech", sagte Brünning und nahm den Stahlhelm ab. „Du bist nichts Gutes gewöhnt."
„Klugscheißer! Dir geht's wohl blendend, wie? Schwitzt nicht, bist nicht fertig wie ein Hund, nichts. Mustersoldat!"
„Dem Dieter geht's mäßig bis saumäßig!" rief einer dazwischen, und sie lachten. Es war ein befreiendes Lachen, das selbst Weise nicht ausließ.
Brünning schlug ihm auf die Schulter. „Laß mal, was sein muß, muß eben sein. Uns geht's ja auch nicht besser."
„Da ist Rompe ein anderer Kerl", sagte Weise, ließ sich hintenüberfallen und machte sein Koppel auf. „Mit dem kannst du Pferde klauen. Der weiß, was ein normaler Mensch aushält. Und das sage ich euch, der hat die Truppe hinter sich ... Verfluchtes Luder!" Er schlug sich ans Ohr, um eine vermeintliche Fliege zu vertreiben, doch als die anderen lachten, bemerkte er, daß ihn Brünning mit einem Grashalm kitzelte.
„Du warst sicher zu gut, daß sie dich in unsere Gruppe versetzt haben", sagte einer. Weise hatte schon eine gepfefferte Entgegnung auf den Lippen, da kam Gromann zurück. „Pause beenden, fertigmachen!"
Die Grenzer traten an, und Weise blickte düster zu Rompes Gruppe hinüber, die noch im Baumschatten ausruhte.
„Soldat Weise, hier spielt die Musik!"
„Jawohl, Genosse Unteroffizier!" – Ich möchte wissen, was der gegen mich hat. Bei den anderen ist alles gut. Nur mich hat er dauernd am Wickel.
Es ging weiter. Laufschritt, kriechen, gleiten, eingraben.
„Gas!"
Weise riß den Stahlhelm vom Kopf und stülpte die Schutzmaske über, doch als er durchatmen wollte, saugte sich der Gummi an seine Lippen. Der Filterverschluß! Sekundenlang fingerte er am Boden der Maskentasche herum, dann zerrte er die Gummihülle mit einem Ruck vom Kopf. Sein Puls raste. Aus, dachte er, hier ist Endstation für mich! Da war Gromann schon neben ihm. „Was ist, Soldat Weise?" Die Worte kamen dumpf durch den Maskenkörper.
„Ich kann nicht mehr!"
Gromann griff wortlos zu und zog den Gummipfropfen aus der Filteröffnung. „Maske auf! Weiter!"
Da überkam den Soldaten wilde Entschlossenheit. Du machst mich nicht klein! Du nicht! Und er stürmte den anderen nach, rannte, bis er sie erreicht hatte. Gromann blieb neben ihm. Als



die Gruppe zum Sammelplatz marschierte, rief Gromann Weise zu sich. Wortlos gingen sie ein Stück hinter den anderen her, bis Gromann fragte: „Sie sind FDJler, ein kräftiger Kerl. Warum sträuben Sie sich gegen alles?"

Weise schwieg verbissen.

„Antworten Sie mir!"

Da brach es heraus aus dem Soldaten. „Ihnen paßt meine Nase nicht. Das ist keine Ausbildung, das ist Wahnsinn! Unteroffizier Rompe verlangt auch was. Aber der bleibt immer Mensch. Und ab achtzehn Uhr ist bei ihm Jugendkommuniqué. Der hat – ein Herz für den Soldaten. Bei Ihnen – steht das Kommuniqué nur auf dem Papier!"

Gromann schwieg lange, und seine Faust krampfte sich um den Riemen der Maschinenpistole. „Sie können sich über mich beschweren", sagte er dann. „Das ist Ihr gutes Recht."

„Das werde ich auch tun!"

Weiter vorn stand Unteroffizier Rompe mit seiner Gruppe. Auch der Zugführer war dabei. Gromann straffte sich. „Treten Sie ein, Genosse Soldat!"

Um vier Uhr früh gellte die Alarmglocke durch den Flur. Minuten später stand Gromann in der Stube seiner Gruppe. „Schneller, Genossen, schneller! Waffen empfangen!"

Als die Einheit stand, trat der Bataillonskommandeur vor die Front. „Die Ausbildungskompanie führt einen Orientierungsmarsch durch. Es wird gruppenweise nach Geländeskizze und Kompaß marschiert. Heute wird sich zeigen, was Sie bisher gelernt haben. Ich erwarte von jedem einzelnen, daß er seine gesamte Kraft einsetzt . . ."

Am Ablaufpunkt erteilte Leutnant Krahl den Marschbefehl an die Gruppenführer. „Fragen? – Wegtreten! Unteroffizier Gromann, Sie bleiben noch."

Krahl blickte den Gruppenführer ernst an. „Soldat Weise hat sich gestern abend über Sie beschwert."

„Ich weiß, Genosse Leutnant."

„Und?"

„Ich bitte Sie, die Ursachen seiner Beschwerde zu prüfen."

„Ist sie berechtigt?"

„Ich habe Soldat Weise alles abverlangt, was er geben konnte."

Krahl blickte auf seine Uhr. „Gut. Sie beginnen den Marsch als erster um X + 40 Minuten. Übernehmen Sie die Gruppe!"

„Zu Befehl, Genosse Leutnant!"

Weise marschierte als dritter in der Kolonne. Brünning führte die Gruppe. Unteroffizier Gromann war neben ihm. Vorläufig ging es noch durch bekanntes Gelände, an Waldwegen und Pfaden entlang. Am Rande eines Steinbruches ließ Gromann halten. „Zehn Minuten Pause. Bekleidung und Ausrüstung überprüfen!"

Er überzeugte sich selbst vom Sitz seines Marschgepäcks, des Koppels und der Schutz-

Illustrationen: Rudolf Grapentin



maske. „Zieht die Fußlappen noch einmal nach", sagte er. „So eine Falte am unrechten Platz beginnt später elend zu drücken. Soldat Weise, Ihr Koppel ist zu lose!"

Mach nur deines fest, dachte Weise. Ich weiß selbst, was gut für mich ...

Die Gruppe trat wieder an. „Soldat Beyer, vortreten! Sie führen die Gruppe nach Marschzahl 21 zur Höhe 407,5. Hier, sehen Sie." Gromann zeigte ihm das Marschziel auf der Geländeskizze. „Sie erhalten noch zwei Minuten Zeit zur Orientierung. Übernehmen Sie die Gruppe!"

Das Gelände wurde immer unwegsamer, und Beyer hatte redliche Mühe, die Richtung zu halten. Er führte die Gruppe quer durch schütteren Buchenwald. Dann tat sich eine Lichtung auf.

„Tieflieger von links!"

Die Grenzer spritzten auseinander, warfen sich hinter Bäumen und Stubben zu Boden. Die Läufe der Maschinenpistolen hoben sich in die gewiesene Richtung. Beyer gab Feuerkommandos.

Als sie weitermarschierten, brannte die Sonne schon heiß am Himmel. Es ging über Weideflächen, die von Waldecken und Buschgruppen durchsetzt waren. Weiter vorn wurde ein Flußlauf sichtbar.

„Artilleriefeuer!"

Beyer zögerte für Augenblicke, dann ließ er die Gruppe ausschwärmen. „Im Laufschritt vorwärts!" Geduckt, die Waffe im Hüftanschlag, rannten sie los, zwängten sich durch Koppeldrähte und stolperten über Maulwurfhaufen. Am Flußufer hieß es eingraben, und bald waren sie vom Erdboden verschwunden; nur die Läufe der Waffen und die Stahlhelme überragten die Brustwehr der Schützenmulden.

Plötzlich, niemand hatte ihn kommen sehen, stand der Zugführer bei ihnen. „Unteroffizier Gromann, lassen Sie sammeln und auf meiner Höhe antreten!" Anerkennend blickte Krahl in die schweiß- und erdverklebten Gesichter. „Bis hierher sind Ihre Leistungen gut, Genossen. Jetzt heißt es den Fluß überwinden. Keiner darf naß werden. Für jeden, der ins Wasser fällt, erhält die Gruppe zwei Minuten Strafzeit. Genosse Unteroffizier, handeln Sie!"

Jetzt begriff Beyer, wozu er das Seil bis hierher mitschleppen mußte. Aber das wollte drüben erst mal festgemacht sein. Das Flüßchen war etwa vier Meter breit und hatte steile Ufer, die mit Erlen und Weiden bewachsen waren. Da erhielt er auch schon den Befehl, den Übergang zu organisieren. Unentschlossen trat er vor und musterte die Stämme am jenseitigen Ufer. Verflucht, dachte er, da ist auch nirgends ein Baumstumpf oder ein Ast, über den man den Strick werfen könnte. Wie soll ich denn das machen? Ausgerechnet mich muß es hier erwischen. Er zerrte das Seil von der Schulter, drehte sich um und blickte den Gruppenführer an. „Gestatten Sie, daß ich das Ufer absuche. Irgendwo muß doch ein Baumstummel sein!"

Gromanns Augen wurden schmal. Er wandte sich an alle. „Die Zeit läuft gegen uns, Genossen. Wer weiß etwas Besseres?"

Soldat Weise zögerte. Schon seit Bekanntgabe des Befehls liebäugelte er mit einer schlanken



Erle, die sich weit über das diesseitige Ufer beugte. Sonst reißt ihr die Klappe bis hinter die Ohren auf, dachte er, aber jetzt seid ihr stumm. Eigentlich solltet ihr mal zusehen, wie es geht. Aber das ist die Gelegenheit für mich. Wartet, euch werde ich's zeigen...

Er trat einen Schritt vor. „Genosse Unteroffizier, gestatten Sie, daß ich über den Bach gehe!" Das ‚Bach' sagte er so, daß Gromann der Ärger in die Kehle stieg. Doch er beherrschte sich. „Bitte!"

Der Soldat hängte seine Waffe quer über den Rücken, lief zur Erle und begann an deren glatten, beinstarken Stamm emporzuklettern. Das Bäumchen neigte sich bedenklich über das Wasser. Noch zwei Klimmzüge, dann ließ Weise die Beine frei hängen, schwang hin und her und landete gerade noch so am jenseitigen Ufer. „Los, das Seil!" schrie er. Er knotete es an einer Weide fest und sah zu, wie sich einer nach dem anderen herüberhangelte. Als letzter kam Gromann. Sie blickten sich in die Augen und schwiegen.

Genau um acht Uhr erreichten sie die befohlene Höhe. Pause, weiter, und wieder umgab sie Hochwald. Aufgabe war, mit Hilfe der Geländeskizze eine Wegespinne zu erreichen. Die Führung hatte ein anderer übernommen.

Bei Weise regte sich der Ehrgeiz. Warum nimmt er mich nicht dran, dachte er. Er hätte wenigstens dankeschön sagen können, da hinten am Bach. Wer weiß, wie lange sie noch herumgemurkst hätten...

„Gas!"

...Das auch noch. Heiliger Bimbam, soll uns denn nichts erspart bleiben. Bei der Hitze!

„Tempo erhöhen!"

Weise keuchte unter der Schutzmaske, sein Atem ging stoßweise. Er starrte auf den Rücken seines Vordermannes und stolperte mechanisch weiter und weiter.

„Laufschritt!"

Das ist doch nicht möglich! Verdammt, warum dieser Blödsinn, ich bin doch keine Maschine. Das hält doch kein Mensch aus...

Nach hundert Meter torkelte er zur Seite, lehnte sich an einen Baum und langte nach der Verschlußschraube seines Atemschlauches. Da waren schon zwei an seiner Seite. „Bist du wahnsinnig! Los!"

„Im — Schritt!"

Kräftige Schultern schoben sich unter seine Arme und weiter ging es. Nach einigen Minuten hatte er sich wieder erholt. „Danke, es geht schon wieder."

Vorn rückte eine Schonung ins Blickfeld, mannshohe Fichtenbäumlinge. Die hellgrünen Zweigspitzen leuchteten in der Sonne, und jäh fühlte Weise starken Durst. Jetzt ein kühles Blondes... Die Schonung blieb an der Seite liegen, und plötzlich stand der Kompaniechef bei ihnen. „Gruppe halt! Linksum machen." Der Hauptmann prüfte bei jedem den Sitz der Maske und des Atemschlauches, dann hieß es. Masken ab. Eine Stunde Marschpause. Frühstück. Einen Steinwurf weiter, links hinter der Schonung, dampfte die Feldküche. Weise wurden plötzlich die Knie weich. Was zu trinken, Gott sei's getrommelt und gepfiffen...

Sie lagen im Schatten und rauchten. „Unsere Zeit ist gut", sagte Gromann. „Bis jetzt. Wo nur die zweite Gruppe bleibt?"

„Da sind sie schon!" rief Brünning. „Ach, du Schande!"

An der Schonungsecke formierte sich die Gruppe Rompe. Zwei Soldaten trugen keine Schutzmaske mehr, und einer wurde halb mitgeschleppt. Der Gruppenführer meldete dem Kompaniechef. Sie hatten die Aufgabe nicht gelöst.

„Genosse Unteroffizier, Sie nehmen mit Ihrer Gruppe das Frühstück ein und kehren auf kürzestem Weg ins Objekt zurück. Ihre Gruppe scheidet aus!"

„Genosse Hauptmann, die zwei Genossen konnten nicht mehr..."

„Ihre Soldaten sind den Anstrengungen nicht gewachsen. Zwei sind theoretisch schon tot. Tot, verstehen Sie! Es war Gasalarm." Der Kompaniechef straffte sich. „Führen Sie meinen Befehl aus!"

Weise starrte sie an, die Genossen, mit denen er acht Wochen lang alle Freuden und alle Anstrengungen geteilt hatte. Er bemerkte nicht, daß er aufgestanden war. Einem nach dem anderen blickte er in die Augen und sah, daß sie fertig waren, ausgepumpt bis zum letzten, daß es nicht mehr weiterging.

Und plötzlich, so wie die Sonne manchmal durch Regenwolken bricht, war er stolz, zu denen zu gehören, die es geschafft hatten, die Sieger über sich selbst und den harten Morgen geblieben waren.

Als die Pause zu Ende ging, wandte er sich an Gromann. Er blickte ihn an und dann wieder zur Erde. „Entschuldigen Sie, Genosse Unteroffizier."

„Was?"

„Das — alles. Und die dämliche Beschwerde." Die anderen schwiegen, und auch der Gruppenführer redete erst nach einer Weile. Er blinzelte in die Sonne. „Es ist Ihr Recht, sich zu beschweren, Genosse Soldat. Aber Ihr Recht ist es auch, gut ausgebildet zu werden. Dieses Recht des Soldaten vernachlässigen, heißt mit seinem Leben spielen."

Plötzlich lächelte er und hielt den Blick des Soldaten fest. „Was wir hier machen, unser Marsch zum Beispiel, ist Jugendkommuniqué vor achtzehn Uhr. Verstehen Sie?"

Weise verstand nicht gleich, doch dann zuckte es um seine Mundwinkel, und sie lachten, lachten alle, und Brünning schlug ihm auf die Schulter, daß es klatschte. „Ach, du Brummer!" rief er und hielt sich den Bauch vor Lachen.

Dann traten sie an. Gromann stand vor der Front. „Genossen Soldaten, wir kommen zum schwierigsten Abschnitt des Marsches. Die Gruppe hat die Aufgabe, auf kürzestem Weg das ‚Alte Forsthaus' zu erreichen. Auf der Strecke ist mit Hilfe des Marschkompasses ein See zu umgehen."

Seine Blicke wanderten über die Gesichter und blieben an einem hängen. „Die Führung übernimmt Soldat Weise. Vortreten!"



Ich hab's ja schon immer gesagt: Wo zwei sich streiten, da muß Spatz Schlaukopf schlichten. Also da stritten sich doch neulich in den AR-Redaktionsräumen laut und heftig der Genosse Chefredakteur und der Sportredakteur. Nein, nicht etwa darum, ob der ASK das nächste Fußballmatch gewinnt oder ob man nicht auch mal selbst wieder Volleyball spielen sollte... Der Streit entbrannte vielmehr um den kleinen Punkt im großen Redaktionsplan, der da einen Artikel vorsah, in dem Reservisten noch heute im Armeesport eine große Rolle zu spielen haben. „Gibt's nicht", sagte der Genosse Sportredakteur, denn er hat eine ganz schöne Armeesporterfahrung. „Muß es geben", sagte der Genosse Chefredakteur, denn schließlich stand ja dieser Punkt im Plan. Und Plan ist Plan.
Also mußte Schlaukopf her. „Hör mal", bestürmten mich beide, „du hast doch das goldene Spatzensportabzeichen mit vier Anhängern, pfeifst so oft wie ein schlechter Schiedsrichter auf dem Fußballplatz und hältst den Sperlingsrekord im Eine-Stunde-Dauerfliegen. Somit hast du alle sportlichen Voraussetzungen, um zu erkunden, wer nun von uns recht hat..." Ließen mich kaum noch Piep sagen, öffneten das Fenster und verabschiedeten mich mit dem altbekannten dreifachen „Sport frei!"...

denn die war etwa zwei Meter hoch und — ein Mensch.
„Schlaukopf, AR-Reporter", stellte ich mich vor. — „Heinz Dathe, Schlosser und Trainer", erwiderte der Lange. — „Trainieren Sie hier diese Jungs?" — „Nicht alle, aber so an die 15 Riemenruderer." — „Riemenruderer?" staunte ich. — „Davon redet man, wenn nur auf einer Bootsseite gerudert wird", belehrte er mich.
„Sagen Sie, Kollege Dahte, waren Sie früher auch ein Rudersportler?"
„Ach ja, ich hab's halt so versucht, ich war..."
Und was nun folgte, ließ mich vor grenzenlosem Erstaunen den Schnabel aufsperren. Der Autoschlosser vom Treptower Omnibus- und Lastkraftwagen-Reparaturwerk war kein geringerer als ein Europameister von 1957 im Achter und zwölffacher Deutscher Meister, der insgesamt 110 Siegerschleifen gesammelt hatte.
„Ist das möglich!" staunte ich laut. „Nun sagen Sie nur noch, daß Sie vielleicht auch einmal bei der Volksarmee gedient haben..."
„Habe ich, Genosse Schlaukopf. Schließlich bin ich Oberleutnant gewesen. Das waren noch Zeiten, fragen Sie mal die Rostocker vom ASK Vorwärts!" Da hüpfte mein kleines Spatzenherz vielleicht rauf und runter, das können Sie sich gar nicht vorstellen. Was würden die in der Redaktion für Augen machen! Und so bestürmte ich den Exeuropameister und Oberleutnant der Reserve natürlich mit Fragen über Fragen und erfuhr...



Spatz Schlaukopf entdeckte als Sportreporter



Da flatterte ich nun mutterseelenallein, den Befehl unter den Federn, die Spree entlang: Und ich wäre gewiß noch so ein Weilchen ziel- und ratlos durch die schöne Berliner Gegend geschwirrt, wenn es da nicht unter mir so einen mächtigen Krach gegeben hätte. Ob das mir galt? „Und kommen! Und kommen! Setzt ab!" Ich nichts wie runter im Sturzflug auf den nächsten Baum, und da sah ich dann, was sich auf dem Wasser abspielte: Doppelachter, Vierer, Zweier — Boote über Boote, Jungs über Jungs. Die mögen vierzehn, sechzehn und achtzehn Jahre alt gewesen sein. Einige konnten die Ruderschläge schon ganz schön und hatten bald eine Fahrt drauf, die mitzuhalten ich meine liebe Müh und Not gehabt hätte.
Nun ist ein richtiger Reporter von Natur aus neugierig und ein sportbegeisterter Spatz erst recht. Ich visierte den Bootssteg an, und die größte Erhebung dort war nicht zu übersehen,

... daß ihm seine Rolle als Übungsleiter bei den Kindern und Jugendlichen hier in Grünau riesigen Spaß macht,
... daß er drei- bis viermal in der Woche nach der Arbeit ins Bootshaus rausfährt und auch manchmal seine Frau ein wenig schmollt, wenn er zu oft weg ist,
... daß die Jungs aus der Schönhauser Allee und sogar aus Pankow kommen, viel Trainingsfleiß zeigen und immer wieder seine vielen Medaillen, Fotoalben und Dia-Positive sehen wollen,
... daß ich aber nicht nur ihn, sondern auch seinen Freund Lothar Wieck interviewen solle. Der hätte es noch mehr verdient.
„Ist der denn etwa sogar ein Weltmeister?" piepste ich vorsichtig, denn hier bei den Ruderern schien ich jetzt auf alles gefaßt zu sein. „Nein, das nun nicht", lachte der Heinz, „Weltmeister gibt es ja im Rudersport nicht. Aber er ist der Cheftrainer unserer Rudersportsprößlinge, und..." und er flüsterte mir noch etwas ins Ohr, worauf ich einen Freudenrekordsatz

von 2,3 m machte: Sein Freund, der Cheftrainer, war Obermeister der Reserve!! Mein neuer Interviewpartner war mir auch sofort sympatisch — schließlich ist er Steuermann gewesen. Und vom Steuern hat ein Spatz viel Ahnung, denn dazu besitzt er sogar Spezialfedern am Schwanz. Lothar allerdings steuerte einst beim ASK Vorwärts Rostock, und das im Achter, im Vierer und im Zweier. Von Beruf ist er Bootsbauer, na und da können die Jungs so einiges von ihm lernen.

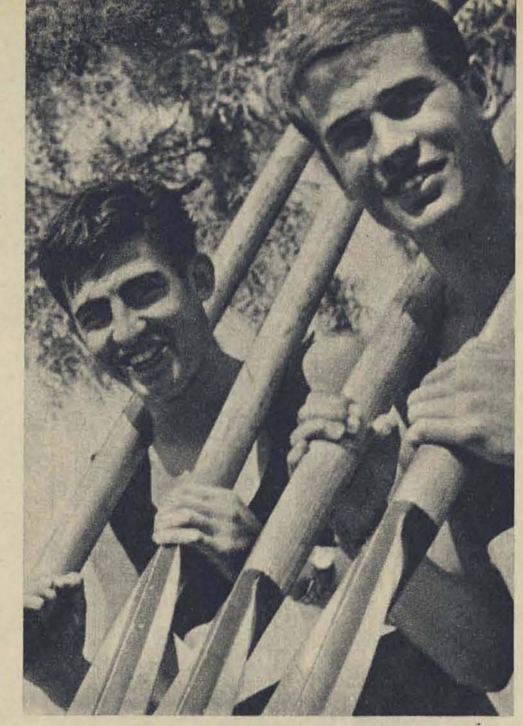
Ich zückte meinen Bleistift und kritzelte ins Notizbuch, was er mir erzählte: „Ende 1959 habe ich ganz allein angefangen. Ich sollte eine Sektion Rudern für die Jugendabteilung des ASK gründen, denn man muß ja an die Meister von morgen rechtzeitig denken. Damals habe ich gerade mit dem aktiven Dienst und auch mit dem Rudersport aufgehört. Wissen Sie, wieviel Interessenten ich zu allererst hatte?"

„Nein", antwortete ich wahrheitsgemäß.

„Zwei, ganze zwei, die habe ich auf der Straße angesprochen. Und heute sind es, na raten Sie mal!"

„30", überlegte ich, denn 15 hatte der Genosse Dahte.

„Das Doppelte, 60 Kinder und Jugendliche! Mit einigen Schulen haben wir Patenschaften abgeschlossen und beginnen, schon aus der 7. und 8. Klasse Jungs auszusuchen. Möglichst 1,60 m sollen sie sein, denn Ruderer müssen recht groß sein . . ."



Rudern macht Muskeln und — Spaß. In den Booten der ASG ist für noch mehr Genossen Platz, auch wenn sie die Uniform schon ausgezogen haben wie diese beiden Reservisten und ASG-Mitglieder.

auf einen Streich ▸

Das Training, der Kampf gegen die Uhr, war erfolgreich. Aber wie wird morgen auf der Regatta der Kampf mit dem Gegner ablaufen?

„Aber Sie sind doch gar nicht so ein Riese", warf ich ein.

„Ich bin ja auch ein Steuermann, und der hat wenig zu wiegen." Aha, freute ich mich, dann bin ich auch ein guter Steuermann, und hörte ihm beruhigt weiter zu.

Fünf Jahre Training sind notwendig, so erfuhr ich, um im Rudern ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Doch Erfolge haben sich in der Jugendsektion hier in Grünau an der Berliner Dahme schon abgezeichnet. Ihr Stolz, Jürgen Bergmann, der einen Skulleiner fährt, gehört bereits zur Mannschaft des ASK Rostock. Der nächste, Dieter Schütze, hat auch bald das Zeug zu einem guten Armeesportler. Und natürlich nehmen sie alle an vielen Regatten teil, überall in unserer Republik. So manches Wochenende geht darauf, aber es zahlt sich aus. 20 Siege haben die Jugendlichen im Vorjahr an die Farben von Vorwärts heften können: der Werkzeugmacherlehrling Wolfgang Klatt, der Tischler Siegfried Beutner und wie sie alle heißen. Von 73 Sektionen der DDR wurden sie 1963 Zwölftbeste.

Ich nickte anerkennend mit meinem Spatzenhaupt und wollte sie gerade im Namen des Soldatenmagazins und seiner Leser loben, als ich plötzlich steingrau sah. Und das lenkte ab. Da stand doch ein strammer Soldat und wollte sich zum Rudern umziehen.

„Ja, das ist Bernd Wibbels; der ist Panzersoldat geworden, ganz weit weg von hier", erzählt mir stolz der Obermeister d. R., „aber jedesmal wenn er Urlaub hat, kommt er zu uns raus und besucht seine Freunde. Wir sind schon eine dufte Truppe, das müssen Sie doch merken."

Hatte ich natürlich längst, und so fiel mein Lob doppelt aus.

Schlaukopf, sagte ich dann anerkennend zu mir, du bist doch wirklich ein flinker Vogel. Nun braucht dein Chefredakteur den Plan nicht umzuschmeißen, du hast deinen Befehl ausgeführt, na ja, und der Sportredakteur hat mal wieder unrecht gehabt. Und so verabschiedete ich mich quietschvergnügt von meinen Reservisten.

„Um eins aber bitten wir", sagte der lange Schlosser Heinz Dahte. „Wenn Sie das nächste mal zu uns fliegen, müssen Sie noch mit unseren anderen beiden Übungsleitern sprechen. Da sind nämlich noch Peter Feldmann, einst Obermaat und heute Schlosser bei der Schiffswerft Berlin, und Manfred Zander, seines Zeichens Maat der Reserve und Sportlehrer in Pankow. Die haben das genauso verdient, im Soldatenmagazin bekannt gemacht zu werden ..."

Den Flug in die Redaktion habe ich dann in neuer deutscher Spatzenrekordzeit zurückgelegt, mit sperrangelweit aufgerissenem Schnabel. Bin ich nicht ein As als Sportreporter? Vier auf einen Streich – ich wette, das gibt eine Belobigung.



Die großen Lügen III

Im Reiche der Springer

Wer kennt nicht die berühmten Abenteuer des Lemuel Gulliver im Lande Liliput und im Reiche der Riesen! Vor kurzem wurde ein unbekanntes Kapitel des Buches „Gullivers Reisen" entdeckt, aus dem wir den Anfang veröffentlichen. Gulliver kommt hier ins „Land der Springer", dessen regierende Kreise in helle Aufregung geraten sind; ein Nachbarstaat hatte mit einem befreundeten Staat einen Vertrag über Freundschaft, gegenseitigen Beistand und Zusammenarbeit abgeschlossen.

Von Jonathan Swift

... ich mischte mich also unter das Volk, wo ich ein sehr absonderliches Treiben beobachten konnte. Einzelne Bewohner machten die gewagtesten Luftsprünge und Salto Mortale, schlugen Kabolz und Purzelbäume. Dennoch kamen sie immer wieder zum Stehen, allerdings nicht – was wohl das Erstaunlichste war – auf den Füßen, sondern auf dem Kopf. Und obwohl sie dabei oft mit diesem auf das Straßenpflaster schlugen, hörte ich ein kindisches Lachen, als ob sie zeigen wollten, daß der Kopf für den Menschen so überflüssig sei wie ein erblindeter Augapfel für den Blinden. Abwechselnd riefen die Springer: „Mit dem Vertrag hat sich nichts verändert", und dann: „Mit dem Vertrag legt man uns Steine in den Weg." Und indem sie bei diesen Sätzen Purzelbäume schlugen, holten sie gleichzeitig aus einer alten Kiste eine um die andere Handvoll Sand und streuten sie den Vorübergehenden in die Augen. Wie war ich aber erst erstaunt, daß diese sich nicht den Schabernack verbaten, sondern sogar ein paar Münzen aus den Geldbörsen holten, um sich noch eine Handvoll Sand in die Augen streuen zu lassen.

Als man gewahr wurde, daß ich weder an dem Sand noch daran Gefallen fand, mir die Welt auf dem Kopf stehend zu betrachten, wurde ich vor den Kaiser des Landes geschleppt. Ich fiel vor ihm auf die Knie und flehte ihn um eine gnädige Aufnahme an. Während der Rede, die er an mich richtete (übrigens eine Rede über besagten Vertrag, wie ich später erfuhr) stand auch er Kopf. Anfangs dachte ich, daß er sich der deutschen Sprache bediente, aber es schien nur so; denn wenn er sagte: „Wir wünschen ernsthaft ein spannungsfreies Verhältnis auch zu unseren östlichen Nachbarn", dann funkelten seine Augen feindselig; wenn er dagegen dozierte: „Wir haben mit dem vorangegangenen Regime unseres Landes nichts zu tun, wir halten es für verbrecherisch", dann schwang ein sehr warmer Ton in seiner Stimme. Ich glaubte deshalb eine Zeitlang, einfach immer das Gegenteil dessen für seine Gedanken nehmen zu können, was seine Worte in der deutschen Sprache bedeutet hätten. Aber so einfach war seinen Gedanken auch nicht beizukommen; einerseits deklamierte er: „Die Völker brauchen keine Furcht vor unserem angeblich revanchistischen, eroberungshungrigen militaristischen Staat zu haben", andererseits aber erklärte er: „Es ist unser unabdingbares Recht, Gebiete zu fordern, die unsere östlichen Nachbarstaaten besitzen." Kurzum, wir verstanden einander nicht. Als er allerdings mit treuherzigem Blick sagte: „Unsere Regierung hat niemals auch nur einen einzigen Soldaten zum Kampfeinsatz über die Grenzen unseres Landes gesandt", murmelte ich vor mich hin: „Vielleicht, weil sie noch nicht stark genug dazu waren." Da sagte er freudig: „Der Fremdling beginnt unsere Sprache zu verstehen", und er schickte mich auf die Akademie des Landes.

Hier hielt mir der Leiter zuerst einen Vortrag über die Sorgen und Nöte der Regierung. Sicherlich habe ich schon die Springer des Landes bewundert. Sie wollten noch größere Sprünge machen, über die Landesgrenzen hinaus, aber in diese inneren Angelegenheiten mische sich eine ausländische Großmacht, indem sie mit jenem kleinen Nachbarstaat, auf den man es zuerst abgesehen habe, eben jenen unseligen Vertrag abgeschlossen habe, und indem sie diesem Staat ihr eigenes System aufgezwängt habe. Jener kleine Staat habe einst mit dem eigenen eine Einheit gebildet; heute hätten sich dort jedoch fremde Sitten breitgemacht; die Herrschenden betrachten dort die Welt verkehrt, d. h. sie stehen nicht Kopf, sondern auf eigenen Füßen, und es sei dort auch nicht mehr wie seit Urvätersitte üblich, den Bewohnern Sand in die Augen zu streuen.

Und dann kündigte er an, mir den Geist mancher berühmter Persönlichkeiten zu zeigen. Sie seien in der Akademie, damit der Kaiser sich im allgemeinen wie auch jetzt im besonderen nach Abschluß dieses Vertrages bei ihnen für seine Politik den nötigen Rat holen könne.

Im ersten Gemach erblickte ich einen Mann in Herkulesgestalt, der bis zu den Knien in beschriebenen Pergamentblättern steckte, aber dennoch unablässig und besessen weiter auf einer Schreibmaschine herumhämmerte. Dies sei, so erklärte mir der

„Im Politunterricht der NVA wird immer wieder von Nazis in der Bundesrepublik gesprochen ... Gewiß, wir haben noch einige Restbestände aus der Vergangenheit, die abgetragen werden müssen. Wir geben sie zu, und wir versuchen sie auszuräumen, wenn sie einmal entdeckt worden sind."

(RIAS-Kommentar für Grenzsoldaten am 27. 4. 1964)



„Als ehemaliger Nazi sind sie auf dieser Stufe für die Bundesrepublik untragbar!"

„6 – 14jährige werden seither im Schießen ausgebildet. Als Scheiben dienen Bilder westlicher Politiker."

(Aus einem RIAS-Kommentar vom 17. 5. 1964 über die Jungen Pioniere)



„Vor Jahren sagte einmal Adenauer: ‚Im Bundestag sitzen nur Nullen', und schon schießen DDR-Kinder darauf!"

Leiter der Akademie, Albrecht der Bär, der seinerzeit die Mark Brandenburg erobert habe und jetzt an seinen Memoiren schriebe. Jetzt aber, da dieser Vertrag die Politik des Landes gefährde, seien seine Memoiren wohl nichts anderes als Makulatur.[1] Ich wies darauf hin, daß dieser Ostlandritter beim Pläneschmieden kaum einen Blick auf die Veränderungen der Umwelt werfe, was man schon daran erkenne, daß er unseren Eintritt noch nicht bemerkt habe.

Ärgerlich zog mich der Akademieleiter in den nächsten Raum, in ein interessantes Gewächshaus. Ich sah, wie darin ein fast unbekleideter Mann Bäume züchtete, die kaum Blätter und schon gar keine eßbaren Früchte trugen, dafür aber durch ihre dicken und langen Stämme auffielen. Dies sei Kain wurde mir erklärt, der, wie die Bibel zu berichten weiß, seinen Bruder Abel erschlug und hier Keulen züchte, mit denen man notfalls auch mehrere Menschen erschlagen könne.

Kain, der Sohn Adams, sei der Urvater der Selbstbestimmung, erklärte mir der Leiter der Akademie; denn er habe zum ersten Male das eherne Gesetz eingeführt, daß der Ältere, der Erstgeborene, also er selbst zu bestimmen habe, was in der Familie geschieht. Dieses auf die Bibel zurückgehende Gesetz habe er mit aller Konsequenz durchgeführt, woran man sich ein Beispiel nehmen müsse. Der Nachbarstaat im Osten wolle allerdings dieses Gesetz nicht anerkennen. Wenn ihm dabei der große Staat mit dem Vertrag zu Hilfe kommt, dann mische er sich in die inneren Angelegenheiten unseres Volkes ein. Und indem er diesen kleineren Bruder in seiner aufsässigen Art noch mehr Rückhalt gibt, helfe er, daß die Spaltung noch für lange Zeit erhalten bleibe. Ich wandte mich in weiser Vorsicht von der Politik wieder den Familienangelegenheiten zu und fragte, ob eine Hilfe für Abel den Kain nicht veranlaßt hätte, seinem Bruder nicht nach dem Eigentum und nach dem Leben zu trachten, sondern ihn als Gleichen anzuerkennen, und ob dadurch nicht gerade ein harmonisches Familienleben entstanden wäre. Sehr mißtrauisch schaute mich nach diesen meinen Worten der Akademieleiter von der Seite an. Er sagte dann – zur politischen Frage: Dieses durch den Vertrag erzwungene friedliche Zusammenleben wird dem Bruder nicht bekommen. Und darauf ich – zu den Familienangelegenheiten: Warum der Kain sich

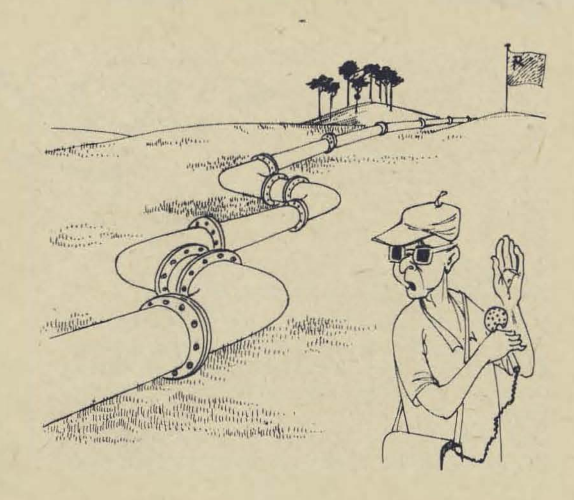
---

1) Einige Kritiker nehmen die Erwähnung einer Schreibmaschine, die es zu Jonathan Swifts Zeiten noch nicht gab, zum Anlaß, die Echtheit des neuentdeckten Kapitels von „Gullivers Reisen" zu bezweifeln. Wir sehen daran jedoch gerade einen Beweis der Voraus- und Weitsicht des Jonathan Swift.

dann nicht um ein friedliches Zusammenleben in der Familie bemühte? Der Leiter der Akademie zog mich jetzt noch ärgerlicher zur nächsten Abteilung, einem intimen Gemach. Hier entdeckte ich zu meiner Verwunderung eins der klassischen Liebespaare des Altertums — Cäsar und Kleopatra. Sie saßen gerade auf einemLöwenfell und vertrieben sich die Zeit mit einem Kartenspiel. „Diese beiden Geister in der Akademie zu haben, nenne ich einen Schatz", rief ich aus. „Allerdings hatte ich früher nie geglaubt, daß die beiden wirklich was miteinander hatten." — „Fremdling", erwiderte darauf abfällig und belehrend der Akademieleiter: „Fremdling, sie war die reichste Frau des Altertums und er der größte Eroberer nach Alexander von Mazedonien. Reichtum und Eroberung aber gehören nun einmal zusammen, sie regieren auch die Welt, d. h. wenigstens dort, wo sie auch vernünftig ist, also auf dem Kopf stehend betrachtet wird." Deshalb sei mit dem Paar in der Außenpolitik jetzt nach dem Vertrag kein Staat mehr zu machen. Man habe beispielsweise mit 100 Milliarden den größeren Vertragspartner kaufen wollen, damit er den kleineren Freund allein lasse. „Aber dort herrscht eben die verkehrte Welt", und wütend zog er mich weiter. Wir kamen jetzt zu dem Raritätenkabinett der Akademie, wo hinter dicken Wänden die größten Absonderlichkeiten der Natur und der Geschichte hinter meterdicken Wänden aufbewahrt wurden. Hier saß neben einem Pferd mit fünf Köpfen Ramses der 1964., der nach zwei verlorenen Kriegen beschlossen hatte, keinen dritten mehr zu führen. Hier entdeckte ich auch neben einem König, der einst alle Frauen erschlagen lassen wollte, damit es nur noch Männer gäbe, einen gewissen Bismarck, der gefordert hatte, mit den östlichen Nachbarn in Frieden zu leben. „Hier kommst Du auch herein, wenn Du nicht bald lernst, auf dem Kopf zu stehen", sagte er drohend, und ließ mich in ein großes Rad spannen, daß sich immer schneller drehte, mit dem Zweck, mich jetzt gewaltsam an die im Lande geforderte Lage zu gewöhnen. Ich möchte nicht verraten, wie es mir gelang, mich von den Fesseln zu lösen, damit andere Fremdlinge in diesem Land auch noch die Möglichkeit haben, sich von diesem Rad zu befreien. Jedenfalls wurde ich mit solcher Wucht durch die Luft geschleudert, daß ich erst außerhalb des Landes wieder zur Erde kam. Hier aber schrieb ich an den Kaiser des Landes der Springer: „Setze Deine Berater aus der Akademie an die frische Luft, oh Kaiser. Aus dem unnütz verstreuten Sand aber lasse einen Berg aufschütten. Dahinauf steige, schlage dort Rad, aber bleibe dann mit den Füßen auf dem Boden stehen und schaue derart in die Welt, es wird für Dich und Dein Land nur von Vorteil sein."

„So weiß auch der Bund der Radfahrer, daß bei allen wichtigen Anlässen der Spurtkraft der mitteldeutschen Fahrerbeine mit Stoff (verbotenen Doping-Mitteln, die Redaktion) nachgeholfen wird."

(Aus einem RIAS-Kommentar zu den Olympia-Verhandlungen vom 12. 6. 1964)



„Erfolge im Sozialismus? Alles gedopt!"

Zeichnungen: Klaus Arndt

„Chruschtschow und Ulbricht haben das Selbstbestimmungsrecht für die Deutschen abgeschrieben."

(Aus einem RIAS-Kommentar vom 17. 6. 1964)



„Die drüben haben keine Selbstbestimmung; denn Selbstbestimmung ist, wenn ich selbst bestimmen kann, was geschieht!"

Die aktuelle Umfrage

IM LAZARETT vergessen?

Der Gesunde ist unwissend reich

Gerade das aber ist die Tragik vieler Kranker. Wäre der Gesunde sich nämlich stärker bewußt, welchen Schatz er in seiner Gesundheit besitzt, er würde sich gewiß auch mehr um die Kranken kümmern.

Der erste Spruch ist eine alte Volksweisheit. Der zweite, sofern man ihn überhaupt als einen solchen bezeichnen darf, eher eine dem Schluß dieser Umfrage vorweggenommene Einsicht. Gewissermaßen ein Extrakt aus nahezu zweihundert Gesprächen zur Vorbereitung des heutigen Themas. Dabei, so stellte ich hinterher fest, braucht es mitunter gar nicht erst Dutzender oder Hunderter Schilderungen, um nachdenklich zu werden. Oft genügt schon eine einzige...

Er heißt Peter Bauer, ist Gefreiter und 23 Jahre alt. Den Fuß dick bandagiert, sitzt er mir im Armeelazarett Leipzig-Wiederitzsch gegenüber. Seit August 1963 quält er sich mit einer komplizierten Unterschenkelfraktur herum. „Denken Sie", berichtet er, „ich hätte in all den Monaten auch nur einmal was von meiner Kompanie gehört? – Pustekuchen! Zu Weihnachten kam ein Offizier vom Stab des Verbandes, am ersten Mai einer vom Truppenteil. Nur meine eigene Kompanie, in der ich immerhin zwei Jahre gedient habe, rückt und rührt sich einfach nicht."

Eine traurige Geschichte; traurig, aber wahr. Wer will es dem Gefreiten da verübeln, daß er bitter-bitter-böse ist? Ich jedenfalls nicht. Deshalb, weil es Peters Vorgesetze (und Kameraden) zumindest völlig an Takt, Anstand und guten Sitten haben fehlen lassen – von Ärgerem einmal ganz abgesehen. Mir scheint, die Genossen in Unterweid haben nicht nur eine Spritze nötig, sondern gleich eine ganze Spritzenkur...

Leider steht jedoch Peters „Fall" nicht allein auf weiter Flur.

„Es gibt etliche Genossen, teilweise sogar mit schweren Erkrankungen, die von ihren Einheiten regelrecht vergessen werden", bestätigt Oberleutnant Dr. Roland Marwitz (28). „Mitunter", erzählt Hauptmann Dr. Peter Kreller (28), „vermissen die Vorgesetzten einen Genossen erst, wenn er bei einer militärischen Aufgabe ersetzt werden muß. Dann sind sie mit einem Male da. Wobei sich ihre ‚plötzliche Fürsorge' in drängenden Fragen äußert, wann der Genosse denn nun endlich entlassen wird." Auch das gibt's also.

Doch wir wollen systematisch vorgehen. Beginnen wir an der untersten Sprosse der (Krankenhaus)-Stufenleiter. Sie heißt: Bettenstation des Med.-Punktes. Da sie sich unmittelbar im Truppenteil befindet, dürfte es ja eigentlich kaum nennenswerte Schwierigkeiten geben.

„Gibt es auch nicht", erklärt Gefreiter Horst Glätzer (23). Unteroffizier Wolfgang Soult (25) berichtet, daß er alles bekomme, was er aus seiner Kompanie brauche. Während Matrose Lutz Grün (22) über zuwenig Besuch klagt, hat Gefreiter Wolfgang Beelitz (25) dieserhalb keine Beschwerden. Ebenso bestätigen vier von fünf Patienten im Med.-Punkt des Truppenteils Kaudelka, daß sich die Kompanien gut um sie kümmern.

Grund genug, den Med.-Punkt zu verlassen



Spritzenkur für Unterweid...



Üble Gerüche aus dem Truppenteil Türschmann . . .

und uns woanders hin zu wenden. Dorthin nämlich, wo die Patienten in der Regel längere Zeit in stationärer Behandlung sind.
Hauptmann (med.) Hans-Siegfried Kuchenbuch (36) ist Kommandeur eines Sanitätsbataillons. Sein Lob gilt Oberst Lange, dem Kommandeur des Verbandes, und Oberstleutnant Bielan, dem Leiter der Politabteilung. „Beide Offiziere kommen sehr oft zu uns und statten den Patienten einen Besuch ab. Und wenn sich in manchen Einheiten Unzulänglichkeiten zeigen, fahren sie sofort mit einem Donnerwetter dazwischen. Es ist nur traurig, daß einige Patienten den Kommandeur ihres Verbandes hier eher zu sehen bekommen als ihren Kompaniechef."
Um die allgemeine, pauschale Feststellung mit konkreten Beispielen zu erhärten, gibt es eine AR-Visite in der Chirurgie.
Interessiert strömen die Genossen zusammen, ein gutes Dutzend etwa: Unteroffizier Frank Elstner (20), der schon ein Jahr hier liegt und immer noch auf einen Besuch seines Kompaniechefs wartet; Soldat Klaus Schmidt (26), den es mächtig wurmt, daß sein Zugführer Oberleutnant Schmalfuß noch nicht einmal den Weg zu ihm gefunden hat; Unteroffizier Dieter Weinlich (20), der gern wüßte, was in seinem Nachrichtenzug los ist und wie es in der Ausbildung vorangeht. In einem Punkt haben sie alle nicht zu klagen: Ihre Kameraden, mit denen sie im Panzer sitzen, am Geschütz stehen oder in der Gruppe marschieren, kommen regelmäßig, bringen Obst, Neuigkeiten, Grüße. Oft zwacken sie die Besuchsstunden von den Stunden ihres gewiß nicht überreichlichen Ausgangs ab. Kritisch wird es dagegen bei den Vorgesetzten, vom Gruppenführer angefangen bis zum Kompaniechef. Hier ist der (Krankenbetreuungs-) Kontakt am allerwenigsten geschlossen. Oft schmort (und stinkt) es ganz jämmerlich. Zum Beispiel im Truppenteil Türschmann — was Major Willi Eckert (35) im allgemeinen und Gefreiter Walter Scheller (22) im besonderen bestätigen können. So erfuhr der Gefreite von seiner Beförderung zum Gefreiten erst durch einen Stubenkameraden, der ihm die neuen Schulterstücke mitbrachte. „Damit", wie er zu ihm sagte, „sie nicht irgendwo in der Stube 'rumliegen." Wahrlich, eine feine Art der Gratulation!
Dabei kann, so kurios es klingt, Walter im Gegensatz zu Horst Petermann (20) aus dem Truppenteil Sieg sogar noch von Glück sagen. Horst schwebt nämlich völlig in der Luft. Im Mai erhielt er bei der Wehrsold-Überweisung plötzlich 10,— DM mehr. Großes Rätselraten. „Wahrscheinlich bin ich Gefreiter geworden", vermutet er — womit der Truppenteil Sieg auf keinen Fall einen Sieg des Herzens errungen haben dürfte . . .
Der geht vielmehr auf das Konto des Dreigestirns Hauptmann Günther/Leutnant Gebert/ Unterleutnant Redlich. Dazu berichtet Flieger Bernd Neumann (25): „Ich bin seit Anfang des Jahres in stationärer Behandlung, momentan in Bad Saarow. Als ich noch im Med.-Punkt des Verbandes lag, besuchte mich eines Sonntags meine ganze Gruppe. Das geht zwar hier nicht mehr so, weil die Entfernung größer ist. Dafür kriege ich aber viel Post. Auch von meinem Kommandeur. Neulich kam mich mein Zugführer besuchen. Er brachte Blumen und eine kleine Aufmerksamkeit mit. Ich kann also nicht klagen. Im Gegenteil: Einen besseren Kontakt kann ich mir kaum wünschen."
Deswegen: Blumen für die Einheit Günther. Aber auch für die Panzerkompanie, die den Soldaten Bernhard Weder — nach dessen eigenen



Blumen für Hauptmann Berndt . . .





Worten – „vorbildlich betreut" und ihn „mit Geschenken und Besuchen überrascht" hat. So wuchs in dem jungen Richtschützen „nicht das Gefühl, vergessen zu sein, sondern das einer guten Kameradschaft".

Soldat Gerhard Steinmeier (24) kann das von der Kompanie Beckler leider nicht sagen. Obwohl der Weg zu seinem Krankenzimmer nur ein paar hundert Meter mißt, fand Oberleutnant Mann erst zu ihm, als er in seinem Schreibtisch eine Beschwerde des Soldaten entdeckte, deren Weiterleitung er – vergessen hatte. Daß Gerhard ob der tieferen Gründe dieses „Besuchs" nicht gerade vor Freude an die Decke hopste, läßt sich denken. Er war mit Recht erbost. Das aber dürfte dem Heilungsprozeß kaum dienlich sein. Nicht nur, weil ein Kranker Ruhe braucht. Vielmehr, weil er vor allem Vertrauen braucht und das sichere Gefühl, nicht allein, nicht vergessen, nicht „abgeschrieben" zu sein von der Einheit und dem Kollektiv. Einen Kranken gesund machen, das ist nicht nur Röntgen, Operation, Medikamente, das ist vor allem auch menschliche Wärme, herzliche Anteilnahme, kameradschaftliche Hilfe . . .

Aus der Schwesternpraxis berichtet Helga Baumgartl (24): „Man spürt es auf den ersten Blick, wenn ein Patient Post, ein Päckchen oder gar Besuch bekommen hat. Er ist wie verwandelt, viel zuversichtlicher als sonst. Und das ist oft mehr wert als manche Medizin."

Im Lazarett der Volksmarine finde ich Schwester Helgas Worte bestätigt.

Besuchszeit.

An den Korridorfenstern drängen sich die Patienten. Es ist ungewöhnlich still. Jeder hängt seinen Gedanken nach. Worum sie kreisen, ist ihnen auf den Gesichtern abzulesen: Wird heute jemand zu mir kommen – Mutti, die Kameraden, die Freundin, jemand von den Vorgesetzten? An diesem Mittwoch sind es 60 Prozent aller Genossen, die leer ausgehen. Fünf, sechs davon haben sich im Klubraum niedergelassen. Der Kontrast ist offensichtlich: Am Fenster, vor dem Fernsehapparat, strahlt Obermatrose Josef Seiler (19) übers ganze Gesicht; Obermaat Gangolf Auris (23), „amtierender" Hauptfeldwebel, sowie Matrose Bernd Rohbusch (23) gratulieren ihm zur Beförderung und überbringen die Grüße der gesamten Einheit. In der anderen Ecke dagegen, bei den „Verwaisten", ist es ruhig. Etwas wehmütig hören sie dem lustigen Flottenrees zu, der sich inzwischen da drüben entsponnen hat. Und man sieht es ihnen an, daß sie – nicht etwa der Beförderung wegen – gar zu gern an der Stelle des glückstrahlenden Obermatrosen säßen . . .

„Es sollte jeder mal in die Lage dieser ‚Verwaisten' kommen, dann wüßte er wenigstens, wie einem dabei zumute ist", schlußfolgert Unteroffizier Erhard Zwanzig (23) mit bitterem Unterton.

Es liegt mir fern, irgend jemandem etwas Schlechtes zu wünschen. Und man sollte auch nicht unbedingt Gleiches mit Gleichem vergelten. Dennoch muß klar und deutlich gesagt werden, daß noch viel zuviel Genossen während eines Lazarett-Aufenthaltes von ihren Einheiten vergessen werden. Besonders trübe schaut es dabei nicht etwa „oben", sondern eher „unten" aus – in der Gruppe, im Zug, in der Kompanie. Präzise ausgedrückt: Bei den Unteroffizieren, den Zugführern und Kompaniechefs.

Es sei ihnen zugestanden, daß sie allesamt wenig Zeit und der drückenden Aufgaben viele haben. Entbindet sie das aber der (allgemein menschlichen wie befehlsmäßig festgelegten) Pflicht, sich auch um die erkrankten Genossen ihrer Einheit zu kümmern?

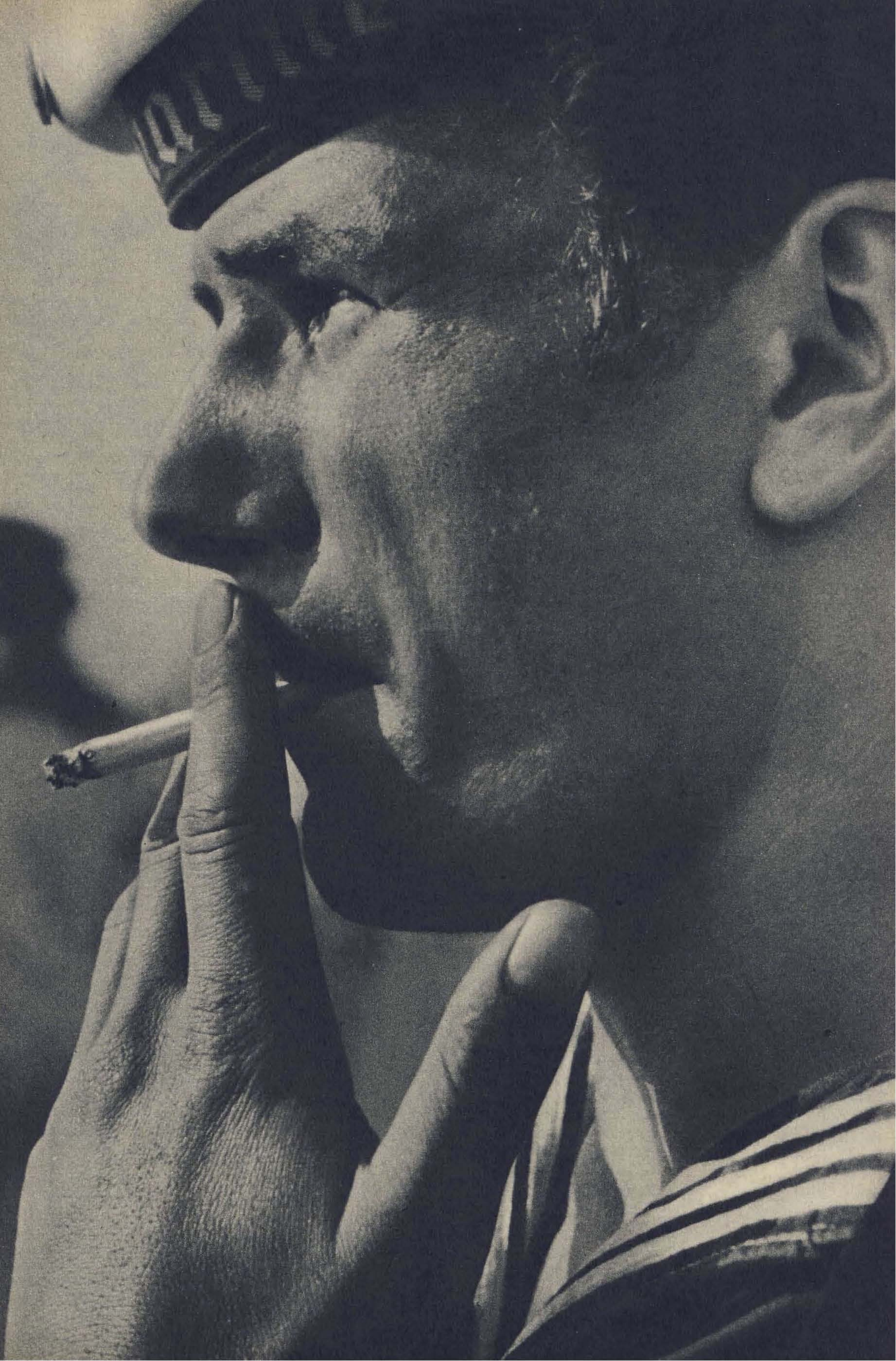
Gehören sie nicht nach wie vor zum Kollektiv – auch wenn sie momentan nicht in Reih und Glied der Gruppe, des Zuges oder der Kompanie stehen? Wie will ein Vorgesetzter bei seinen Soldaten Vertrauen erringen, wenn er es – wie hier beispielsweise – leichtfertig verspielt? Wie soll der Soldat seinen Vorgesetzten achten, wenn er spüren muß, daß dieser ihn nur solange achtet, wie er voll dienstfähig ist?

Sicher ist ein persönlicher Krankenbesuch erstrebenswert. Trotzdem wird er nicht immer möglich sein. Und so tut es mitunter auch ein Brief, eine Karte, eine Aufmerksamkeit, ein Blumenstrauß, ein Gruß. Es ist wie beim Schenken: Eine kleine Gabe, liebevoll ausgewählt und von Herzen kommend überreicht, löst mehr Freude aus als ein großes und teures, aber gedankenlos geschenktes Angebinde.

Ihr

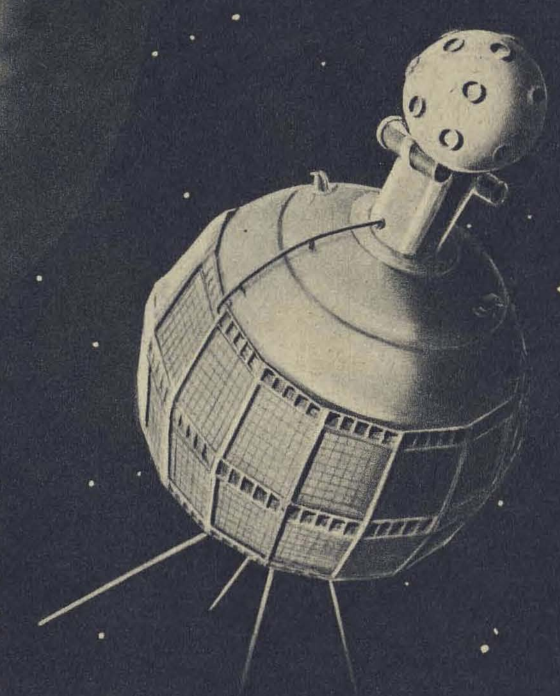
Karl Heinz Freitag

An der Umfrage arbeiteten mit: Oberfeldwebel H. Gehrke, Unterleutnant H.-J. Redlich, Offiziersschüler W. Matthees, Hauptmann Prowatschke, Unterfeldwebel D. Linge, Feldwebel d. R. M. Brenner und Oberleutnant H. Popow.



Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Olympiade über Fernsehsatelliten



Vor einiger Zeit gingen Meldungen durch die Weltpresse, wonach japanische Wissenschaftler in Zusammenarbeit mit amerikanischen Satellitenexperten die Möglichkeit prüften, zu den kommenden Olympischen Spielen in Tokio ein spezielles Nachrichtensatelliten-System zu schaffen, mit dessen Hilfe Fernsehdirektübertragungen über die ganze Erde ausgestrahlt werden sollen. Daß ein solches Unternehmen durchaus möglich ist, bewies der am 16. April dieses Jahres erfolgte erste Versuch mittels zweiter Nachrichtensatelliten über eine Entfernung von 20 000 km. Fernsehzuschauer unserer Republik konnten in den Abendstunden jenes Tages Zeuge dieser technischen Sensation sein. Nun ist die Hoffnung durchaus berechtigt, unsere Athleten während der Wettkämpfe in Tokio am Bildschirm zu sehen. Der gegenwärtige Stand der Satellitentechnik hat eine Entwicklungsstufe erreicht, die den Erfolg des Vorhabens gewährleistet. Die in den letzten Jahren gesammelten Erfahrungen über Funkverbindungen im kosmischen Raum mit sowjetischen und amerikanischen Sonden und bemannten Raumflugkörpern sowie mit den Nachrichtensatelliten „Telstar", „Relay" und „Syncom" waren Grundlage für das Projekt.

Auch die sowjetisch-englischen Funkexperimente, bei denen der amerikanische Ballonsatellit „Echo II" als passiver Wellenreflektor eingeschaltet wurde, dienen der weiteren Forschung auf diesem Gebiet. Dieses Unternehmen basiert auf den Vereinbarungen zwischen der Sowjetunion, den USA und England (1963), bei der friedlichen Nutzung der Raumflugtechnik zusammenzuarbeiten.

In den letzten Februartagen dieses Jahres wurden die ersten Schritte zur internationalen Zusammenarbeit getan. In der sowjetischen radioastronomischen Station Simenki, nahe Gorki, saßen mit angespannter Aufmerksamkeit die Wissenschaftler des Instituts vor ihren Apparaturen.

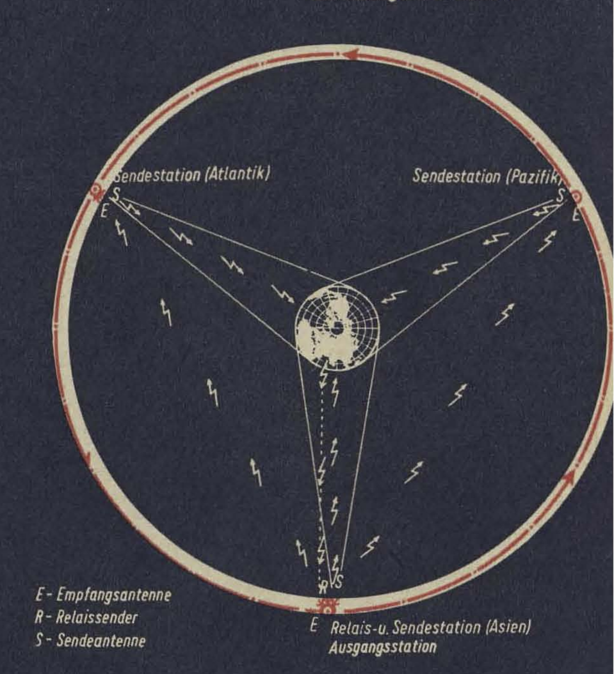
Genau zur vorausberechneten Zeit tauchte über dem Horizont der Station ein Lichtpunkt auf, der etwa die Helligkeit eines Sternes erster Größe zeigte und sich langsam über den Himmel bewegte. Es war der am 25. Januar 1964 in den USA gestartete Ballonsatellit „Echo II", der jetzt zum erstenmal einem funktechnischen Experiment zwischen der englischen radioastronomischen Station in Jodrell Bank und dem sowjetischen Institut dienen sollte. Exakt zum vorgesehenen Zeitpunkt begann die große Richtstrahlantenne in England ihre Funksignale dem auf seiner Bahn dahinziehenden Satelliten zuzustrahlen. Die an der metallischen Hülle des „Echo II" reflektierten Radiowellen wurden von der Antennenanlage in Simenki aufgefangen, in Hochleistungsverstärkern verarbeitet und mit verschiedenen Geräten registriert. Das Experiment verlief zufriedenstellend und bewies einmal mehr die aussichtsreichen Möglichkeiten von UKW-Fernverbindungen (etwa 3000 km) über kosmische Zwischenstationen.

Für die Benutzung von Radiowellen als Informationsträger ergeben sich bekanntlich einige grundsätzliche Probleme. Um den Betrieb möglichst ökonomisch durchführen zu können, muß man mit einer einzigen Trägerwelle möglichst viele Nachrichten-„Kanäle" gleichzeitig betreiben. Die Bandbreite der Trägerwelle wird dazu durch spezielle Bandfilter in die einzelnen Kanäle eingeteilt. Kurzwellen haben zwar den Vorteil, durch Reflexionen an den elektrisch leitenden Schichten der Erdatmosphäre (Ionosphäre) um die ganze Erde herumgelenkt zu werden und damit auch Fernverbindungen zu ermöglichen. Sie sind aber von Störungen in der Ionosphäre stark abhängig und lassen außerdem keinen Mehrkanalbetrieb zu. Die Zahl der möglichen Kanäle wird aber mit abnehmender Länge der Trägerwelle immer größer. So erweisen sich schon die im Rundfunk- und Fernsehbetrieb verwendeten Ultrakurzwellen für Mehrkanalverbindungen als sehr geeignet, und noch besser sind Dezimeter- und Zentimeterwellen. Gemeinsam haben sie jedoch den Nachtel, daß sie sich nur geradlinig wie Lichtstrahlen ausbreiten und somit durch die Erdkrümmung für den Aufbau von Fernverbindungen ausgeschaltet werden.

In der Satellitentechnik bietet sich daher ein geradezu idealer Ausweg für diese Zwecke an. Über weit draußen im Raum kreisende „Relaissatelliten" läßt sich eine Brücke schaffen, mit der die Erdkrümmung ausgeschaltet werden kann, und die bei einer Verbindungskette zwischen mehreren Satelliten ein Signal sogar um die ganze Erde herumzuleiten vermag. Das nächstliegende Verfahren dazu ist, einfach den Körper eines Satelliten als Wellenreflektor zu benutzen. Da sich auch bei derartigen Experimenten viele Möglichkeiten zu grundlegenden Erprobungen ergeben, kam man im Rahmen der erwähnten internationalen Vereinbarung zu der Übereinkunft, die sowjetisch-englischen Vorversuche unter Verwendung des amerikanischen Ballonsatelliten „Echo II" durchzuführen.

Wesentlich günstiger als dieses Verfahren mit passiven Funkechosatelliten ist jedoch der Einsatz von „aktiven" Relaissatelliten, deren erste Versuchstypen („Telstar", „Relay", „Syncom") schon um die Erde kreisen. Sie sind mit automatischen Funkempfangs- und -sendeeinrichtungen ausgestattet und können so die von einer Bodenstation ausgestrahlten Signale, nach einer hinreichenden Zwischenverstärkung, wieder an andere Bodenstationen oder aber an andere Relaissatelliten weitergeben. Die Einschaltung eines Zwischenverstärkers schafft die entscheidenden Voraussetzungen für einen leistungsfähigen und sauberen Mehrkanalbetrieb. Die günstigste Lösung für dieses Verfahren ergibt sich dann, wenn man die Relaissatelliten auf Kreisbahnen bringt, die etwa 36 000 Kilometer von der Erdoberfläche entfernt sind und in der Ebene des Erdäquators liegen. Ihre Umlaufzeit wird dann gleich der Dauer einer Erdrotation (24 Stunden), und die Satelliten bleiben sozusagen „fest" über einem bestimmten Punkt des Erdäquators „stehen". Man braucht dann nur drei Satelliten in den Eckpunkten eines annähernd gleichseitigen Dreiecks anzuordnen (siehe Skizze), um mit ihrer Hilfe fast die ganze Erdoberfläche in den Empfangs- und Sendebereich zu bekommen. Der Aufbau eines solchen Systems von „Synchronsatelliten" könnte auch die Grundlage der eingangs erwähnten weltumspannenden Fernsehdirektsendungen von den Olympischen Spielen in Tokio sein.

Zeichnungen: Urbschat





„Weder bei der Sicherung der Staatsgrenze noch im sozialistischen Wettbewerb darf es Pausen geben", meint Gefreiter Rolf Siebert (links), hier mit Stabsgefreiten Ringmann.

Der wunde Punkt

VON HAUPTMANN SCHUTZE

Das ist ein Sieg! Strahlende Gesichter in der Grenzkompanie G. Sie wurde „Beste Grenzkompanie des Truppenteils". Zwar holten die Genossen diesen ehrenvollen Titel nicht zum erstenmal, aber noch nie hatten sie so bewußt um ihn gerungen wie diesmal.
Es hatte damit begonnen, daß dem Gefreiten Rolf Siebert, einem jungen, aber erfahrenen Postenführer, in einer Parteiversammlung der Geduldsfaden gerissen war.
Was ist das nur für ein lauwarmes Geplätscher, erboste er sich damals innerlich und platzte auch schon mitten in die Diskussion: „Redet doch nicht immer um den heißen Brei!"
Verdutzt und zum Teil auch kopfschüttelnd blickte man ihn an. „Na ja", meinte er dann etwas ruhiger und auch ein wenig verlegen, „der Paragraph 1 der Straßenverkehrsordnung ist zwar eine gute Sache — aber mit Vorsicht und gegenseitiger Rücksichtnahme ist doch in der Parteiversammlung nichts zu machen. Kommen wir doch mal zum eigentlichen Thema in punkto sozialistischer Wettbewerb. Auch wenn's weh tut!"
Tatsächlich blickten jetzt einige Genossen den Gefreiten an, als ob sie Zahnschmerzen hätten. Andere nickten beipflichtend. Jeder wußte, was gemeint war. Denn es gab da einen schwarzen Fleck, der jetzt das Wettbewerbsprogramm verunzierte: einen Grenzdurchbruch, aus dem auf dieser Versammlung einige ernsthafte Schlußfolgerungen zu ziehen waren. Doch wer mochte schon den Finger auf die Wunde legen, jetzt, wo sowieso alles im Eimer war?
Dabei hatte doch vorher alles ganz schön geklappt mit dem Wettbewerb. Es gab gute Noten in der Ausbildung, aktive Anwärter für Sportabzeichen, Abzeichen „Für gutes Wissen" und Schützenschnur sowie Zirkel und Konsultationen mit den Gruppenführern in der Freizeit. Man hatte in die Hände gespuckt und gemeinsam eine Sturmbahn sowie einen Spurengarten gebaut. All das war nun für die Katz'! Wozu also noch ein großes Palaver abhalten?
So dachten die, denen Sieberts temperamentvoller Ausbruch wachsendes Mißvergnügen bereitete. Denn der Gefreite war noch nicht am Ende. Er redete sich seinen Ärger von der Seele, nannte Namen und Fakten. Wie war das zum Beispiel mit Thiem und Biernoth, den Postenführern, die es sich beim Grenzdienst gern bequem machten und die Befehle und Vorschriften nicht so recht ernst nahmen? Oder mit Leutnant Sens, dem Zugführer, der seinen Kontrollpflichten nur oberflächlich nachkam? Sollte man sich bei solchen und ähnlichen gro-

ben Schnitzern über den Grenzdurchbruch wundern?

Betreten duckten einige die Köpfe. Beleidigt setzten andere zur Gegenrede an. Doch die Luft schien mit einem Male wie durch ein Gewitter gereinigt. Genossen, die bisher geschwiegen hatten, meldeten sich zu Wort, teilten hitzig Hiebe aus, schonten auch sich selbst nicht und warteten plötzlich mit Vorschlägen auf, was man tun müsse, um den Kompanieabschnitt künftig sauber zu halten.

Immer noch ein wenig über die eigene Courage erschrocken, hörte Gefreiter Siebert den Sturm tosen, den er da entfesselt hatte. Hoffentlich bleibt dieser Elan, dachte er dann skeptisch. Vorschläge und Beschlüsse allein machen ja den Kohl auch nicht fett.

Es blieb nicht bei den Vorschlägen und Beschlüssen.

Eifer, die Scharte auszuwetzen, schien schon nach einigen Tagen die ganze Kompanie erfaßt zu haben. An das ursprüngliche Wettbewerbsziel, „Beste Kompanie“ zu werden, wagte allerdings kaum jemand zu denken. Untersuchungen, Besprechungen, zusätzliche Einweisungen jagten einander.

Eine der Maßnahmen, die in diesen Tagen neu in den Arbeitsplänen erschien, war die Postenführerberatung. Wer hat die besten Gedanken und Vorschläge, hieß es auf einer von ihnen. Wie können wir unsere guten Erfahrungen beim Grenzdienst schnell den neuen Soldaten vermitteln, welche in Kürze in die Kompanie kommen sollen? „Sorgen Sie dafür“, verlangte der Kompaniechef, „daß die Genossen schnell in ihre neuen Aufgaben hineinwachsen. Niemand kann das besser als Sie!“

Die Postenführer begriffen! Gleich in den ersten Tagen nach deren Ankunft wiesen sie die Neuen gründlich in ihren Dienst an der Staatsgrenze ein, zeigten ihnen den Kompanieabschnitt und erläuterten ihnen auch das Wettbewerbsprogramm. Weder beim Grenzdienst noch im Wettbewerb darf es Pausen geben, schärften sie ihnen ein.

Und das Ergebnis? Vier Wochen später konnte der Kompaniechef sechs der neuen Genossen belobigen. Es gab keinen Grenzdurchbruch, elf Grenzverletzer wurden gestellt. Der Kompanieabschnitt war wieder sauber.

Muß man noch extra betonen, daß sich unter den Belobigten auch Schützlinge des Gefreiten Siebert befanden? Und ist es schwer, sich sein strahlendes Gesicht vorzustellen, als die Kompanie doch noch den Titel „Beste Grenzkompanie des Truppenteils“ erhielt?

„Das ist ein Sieg!“ meinte auch er. „Die Grenze ist sauber und das Wettbewerbsziel erreicht. Doch daß bei uns jetzt keiner mehr ein Blatt vor den Mund nimmt, darüber freue ich mich am meisten!“



„Hau-ruck!“ Nach ihrer Rückkehr vom Grenzpostendienst bewaffneten sich die Soldaten Kröning, Ballerstedt und Rosada mit Hacke und Schaufel und halfen beim Bau einer neuen Sturmbahn.



Mal sehen, ob der Lehrer aus Eis ist!

Sie tragen zwar Soldatenuniform, diese hübschen jungen Mädchen, aber sie dienen nicht in der Armee. Denn in der Volksrepublik Polen gibt es keinen aktiven Wehrdienst für Frauen. Sie sind Studentinnen der Warschauer Medizinischen Fakultät — einer durchaus zivilen Institution. Und wenn sie ihr Studium beendet haben, werden sie in den Krankenhäusern und Kliniken des Lan-

Zwischen LANZE und LANZETTE

Von AR-Korrespondent Major JANUSZ SZYMAŃSKI, Warschau

Zarte Mädchenhände mit viel Fingerspitzengefühl.



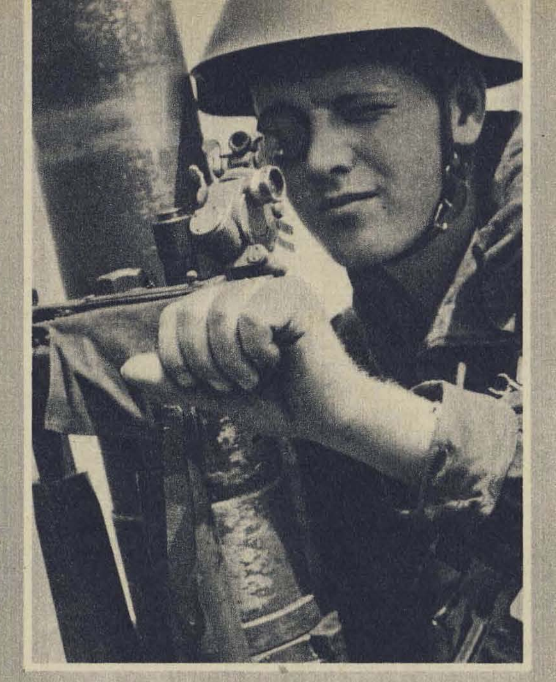
Wirklich interessant, das Thema.

des leidenden Menschen Linderung und Hilfe geben.
‚Ja, aber — wie kommen sie dann in Uniform‘, wollen Sie fragen? Das ist schnell erklärt. Diese nicht nur hübschen, sondern auch klugen Frauen erwerben an einem speziellen Institut der Fakultät militärisches Wissen — gerade soviel, wie ein Militärarzt braucht. Vielleicht werden sie dieses Wissen niemals ernstlich benötigen. Doch sie müssen darauf vorbereitet sein.
Und so bemühen sich die Mädchen, die moderne Lanze — sprich: Maschinenpistole — ebenso gut zu meistern wie eine Lanzette, das zweischneidige Impfmesser.
Nun kommt es natürlich für sie nicht so sehr darauf an, daß sie richtig im Gleichschritt marschieren und hohe Schießergebnisse bringen. Schwerpunkt ihrer militärischen Ausbildung ist, daß sie den Platz des Arztes auf dem Gefechtsfeld kennen, daß sie wissen, welche Verantwortung ihm im Kampf obliegt, daß sie alle Tätigkeiten eines Truppenarztes erlernen. Doch der stellvertretende Leiter des Instituts meint schmunzelnd, daß die Studentinnen manchem aktiven Soldaten auch im Schießen etwas beibringen könnten. „Sie lernen außerdem gern und beherrschen den Stoff gut“, bemerkt er ferner. „Ohne Übertreibung kann gesagt werden, daß sie bessere Schüler sind als die Jungen. Sie sind dankbare Zuhörer, eifrig in der Mitarbeit und — als Frauen sehr diszipliniert.“
Und was sagen die Mädchen dazu?
„Na ja, es ist manchmal nicht einfach“, erklärt eine temperamentvolle Blondine. „Wir haben sowieso viele Fächer, und der militärische Unterricht ist eine zusätzliche Belastung. Aber — Spaß macht es doch!“
In Anbetracht dieser letzten Bemerkung ist zu betonen, daß den Studentinnen bei der militärischen Ausbildung keineswegs besondere Erleichterungen zugestanden werden. Doch das stört sie durchaus nicht. Im Gegenteil! Hohe Forderungen reizen ihren Ehrgeiz.
Bleibt also abschließend nur noch hinzuzufügen: Die Mädchen fühlen sich wohl in der Uniform. Sie sind überzeugt, daß sie ihnen gut zu Gesicht steht. Und daß sie Recht haben, beweisen wohl auch die Fotos.



„Ihr könnt mir glauben, eben war die Verbindung noch da!“

Den Kragen des Kampfanzuges hochgeschlagen und die Hände tief in den Taschen vergraben, hockt Soldat Rainer Ribnitz still auf einem Baumstumpf. Seine Augen suchen die dunkle, kühle Aprilnacht zu durchdringen. Nur schwach heben sich vorne an der Feuerlinie des Schießplatzes die Konturen des Granatwerfers vom nächtlichen Himmel ab. Die Bedienung von Unteroffizier Keller bereitet sich zum Schießen vor. Bald wird das Feuerkommando kommen. ‚Hoffentlich schießen sie auch 'ne Eins wie wir', denkt der blonde, kurzhaarige Richtkanonier. In den Taschen drückt er für seine Genossen die Daumen. Das Feuerkommando erklingt: „Ziel ... Zünder ... Aufsatz ... Teilring ...“ Vor wenigen Minuten erst stellte er an seinem Werfer selbst diese Werte ein. Er weiß also genau, was sein Richtkanonier-„Kollege“ Gefreiter Schulze jetzt macht. Aber was ist das? Plötzlich ist die schwache Beleuchtung am Richtaufsatz verschwunden, das Licht erloschen. ‚Die Lampe!‘ schießt es ihm durch den Kopf. ‚Was mag mit ihr sein? So'n Pech!‘ Sofort springt er zum Werfer. Die Batterie hat keinen „Saft“ mehr. Am liebsten möchte er den Gefreiten schelten, weil er das Nachtbeleuchtungsgerät vorher nicht richtig überprüft hatte. Aber dazu ist jetzt keine Zeit. Soldat Ribnitz nimmt seine Taschenlampe und hält ihren dünnen Lichtstrahl genau auf die Richtsklala. Gefreiter Schulze quittiert mit einem dankbaren Lächeln und richtet emsig weiter. Er darf die vorgeschriebene Zeitnorm nicht überschreiten, das senkt automatisch die Note. Er kontrolliert noch mal alle Einstellungen. „Fertig!“ meldet er dann. Soldat Ribnitz springt wieder zurück zu seinem Baumstumpf.



Licht für's Fadenkreuz

Eine kleine Episode nur; aber sie ist charakteristisch für Rainer Ribnitz, der am 1. Mai dieses Jahres zum Gefreiten befördert wurde. Sie drückt die ganze Liebe und Einsatzfreudigkeit aus, mit der der jetzt 24jährige Tischler aus Berlin seinen Wehrdienst verrichtet. Erst seit Herbst vergangenen Jahres ist er in der Batterie. In dieser kurzen Zeit entwickelte er sich zu einem vorbildlichen Richtkanonier. Gefreiter Ribnitz ist ein Mensch, dem Selbstzufriedenheit fremd ist. Stets strebt er nach besseren Leistungen. Er spornt dazu auch die übrigen Angehörigen seiner Bedienung an. Mit seiner Ehrlichkeit, seinem guten Allgemeinwissen und seinem energischen Auftreten erwarb er sich das volle Vertrauen seiner Genossen. Sie sehen in ihm, der sich in der Freizeit intensiv auf das Bauingenieurstudium vorbereitet, ein erstrebenswertes Vorbild. Oft spricht er mit ihnen Vorschriften durch, die er sich von Vorgesetzten ausleiht. Beim Feuerdienst gilt er als „Normenbrecher“. Ihm vor allem danken es die Genossen, wenn sie ihre Ausbildungsnormen durchweg um 20 bis 30 Prozent unterbieten.

Beim letzten Gefechtsschießen erreichte Gefreiter Ribnitz, der mehrfach „Bester Soldat“ seines Zuges wurde, die Note „Sehr gut“. Für seine gleichbleibend guten Schießergebnisse erhielt er mehrere Tage Sonderurlaub. Sein Zugführer meint, er wäre durchaus in der Lage, auch als Werferführer zu arbeiten.

So ist es also kein Zufall, wenn Gefreiter Ribnitz so uneigennützig dem Gefreiten Schulze zur Seite sprang und damit der Bedienung Keller zur Note Eins verhalf. Aber er tat das auch noch aus einem anderen Grund: Er war besorgt um das Nachtbeleuchtungsgerät. Es ist mit seinem Namen untrennbar verbunden. Als Richtkanonier ärgerte es ihn immer, wenn er beim Nachtschießen mit einer Handlampe herumfummeln mußte und zum Richten nur eine Hand frei hatte. Deshalb überlegte er, wie man die Beleuchtung am Richtaufsatz befestigen könnte. Er knobelte, sprach mit Vorgesetzten und studierte die Vorschrift. So entwickelte er eine Halterung, mit deren Hilfe der Lichtstrahl genau auf das Fadenkreuz fällt und der Richtkanonier mit beiden Händen arbeiten kann. Das Ergebnis seines Verbesserungsvorschlages: Die bisher gültigen Normen für das Richten am Tage werden auch bei Nacht erfüllt und sogar beträchtlich unterboten. Die Granatwerferbedienung ist wesentlich schneller feuerbereit. Die Batterie erreichte bei den letzten Nachtschießaufgaben ausgezeichnete Ergebnisse. Der Verbesserungsvorschlag wurde inzwischen bestätigt und prämiiert.

Gefreiter Rainer Ribnitz hat damit bewiesen, daß es sich lohnt, über Verbesserungen in der Ausbildung nachzudenken. *R. D.*

MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Neuen Druckanzug erprobt

In einem umfangreichen Programm wurde kürzlich in der Sowjetunion ein neuer Skaphander erprobt, der aus über 100 Einzelteilen besteht. Er soll Raumflieger sowohl im Kosmos als auch auf der Erde vor allen möglichen Unbilden und „Überraschungen" schützen. Die Erprobungen zeigten, daß der Druckanzug seinen Träger in fast kosmischer Leere, unter hohen Druckverhältnissen, bei Temperaturen von – 70 . . . – 100 °C und über 100 °C schützt. Selbst bei stundenlangem Aufenthalt in eisigem Wasser bewahrt er den Kosmonauten vor Ertrinken und Erfrieren. Alle Teile der komplizierten Anlage funktionierten einwandfrei.

PVC-Bauelemente für Zelte

In Österreich sind Bauelemente für Tragluftzelte entwickelt worden, die aus aufblasbaren Schläuchen bestehen. Aus diesen Teilen können verschiedenartige Zeltkonstruktionen kombiniert werden. Jedes Teil ist für sich aufblasbar montier- und demontierbar, ohne die Gesamtkonstruktion auseinandernehmen zu müssen. Das Material für diese Bauelemente ist nylonverstärktes PVC. Die Spannweite eines solchen Baues liegt bei etwa 10 m, die Höhe bei 5 m und die Länge bei 18 m.

Feldwasserwerk

In den tschechoslowakischen ČKD Dukla-Werken ist eine fahrbare Wasserfilterstation auf zwei LKW vom Typ „Praga V 3 S" entwickelt worden, in der verschmutztes oder verseuchtes Wasser mechanisch verarbeitet und chemisch zubereitet wird. Die Kapazität beträgt zwischen 4000 und 8000 Litern pro Stunde. Das zubereitete Wasser



Rund um das Pulver

Gewöhnlich wird Berthold Schwarz, ein Mönch des 14. Jahrhunderts aus Freiburg im Breisgau, als Erfinder genannt. Die Nachschlagewerke sprechen sich im großen ganzen sehr verschwommen darüber aus; tatsächlich tappen wir da sehr im dunkeln.

Im 3. Jh. v. u. Z. wird von einem indischen König berichtet, der „Feuerwerk" angeordnet habe. In China taucht das Schießpulver zuerst unter der T'ang-Dynastie (618–906) auf; allerdings wurde es damals gleichfalls nur zu Feuerwerk verwendet. Eine dem Schießpulver ähnliche, bei Berührung mit Luft und Wasser explosive Mischung wird dem Griechen Kallinikos zugeschrieben. Sie bestand aus Erdöl, Schwefel Salpeter und ungebranntem Kalk. Kallinikos soll das Rezept auf seiner Flucht aus der von den Arabern besetzten Stadt Heliopolis (am unteren Nil) um 660 nach Konstantinopel gebracht haben. Hier wurde es zum Staatsgeheimnis erklärt und die Mischung seit 672 als „Griechisches Feuer" zur Abwehr feindlicher Flotten benutzt. Man spritzte es aus kupfernen Siphonen mit entsetzlicher Knall- und Rauchentwicklung aus der Nähe auf den Gegner.

Das eigentliche Schießpulver soll in Südchina erstmalig 1161 für Handgranaten im Grenzkrieg gegen Nordchina verwendet worden sein. Salpeter, der Hauptbestandteil des Schießpulvers, gelangte als „Chinesischer Schnee" durch arabische Händler schon sehr früh nach dem Westen. Die Araber waren auch die ersten, die in Europa Feuergeschütze einsetzten, so der König von Granada, Ismail ben Faradsch, 1325 bei der Belagerung der andalusischen Stadt Baza.

1326 wurden in Florenz Kanonen aus Bronze und dazu eiserne Kugeln hergestellt. 1346 setzten die Engländer in der Schlacht bei Crecy drei Geschütze ein, die allerdings nicht viel Schaden anrichteten. Das erste deutsche Geschütz war die „Kriemhild" (1388). Es verfügte bereits über eine Lafette. Immerhin wird ein Stellungswechsel „dunnemals" nicht ganz einfach gewesen sein: 88 Pferde und 10 Fuhrwerke waren nötig, das 3,5 t schwere „Stück" zu bewegen.

Dozent Hans Hertel



Reiterhandkanone aus dem 15. Jahrhundert. (Nach dem Codex germ.)



ist klar, ohne Beigeschmack und Geruch. Auch nach dreimonatiger Lagerzeit enthält es keine gesundheitsschädigenden Stoffe. Ein Fahrzeug trägt die Druckfilter, Motorpumpen und zerlegbaren Plastebehälter, das andere ist als Labor und als Transportmittel für die Bedienung eingerichtet. Die „Praga" sind Koffer-LKW.

K-61 leistungsstärker

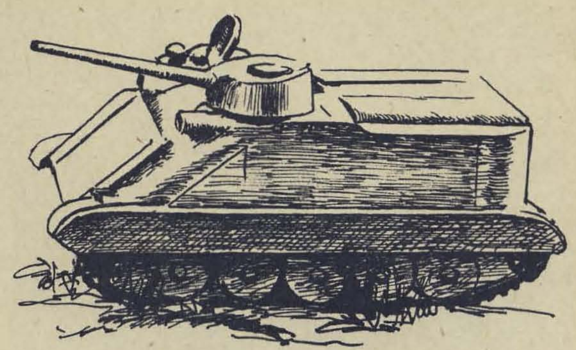
Der schwere Schwimmwagen K-61 ist, wie die sowjetische Zeitschrift „Technika i voorushenje" berichtet, modernisiert worden. Durch den Einbau eines leistungsstärkeren Motors konnte eine Erhöhung der mittleren und maximalen Geschwindigkeit erzielt werden. Kühler und Motorhaube sind umkonstruiert worden, und neben anderen technischen Verbesserungen erfuhr auch die Befestigung der Bremsbeläge eine wesentliche Verstärkung.

Universallampe

Rationalisatoren der tschechoslowakischen Volksarmee entwickelten eine Universallampe, die für viele Zwecke verwendbar ist. Eine einfache Taschenlampe wurde so umgebaut, daß sie nur noch als Behälter für die Batterie dient. An die Stelle der Fassung der Glühbirne wurde ein über einen Meter langer Leiter mit einem Schalter befestigt, an dessen Ende die Glühbirne mit Schirm sitzt. Die neue Fassung ist mit einem Drehgelenk und einer Spannklemme versehen. Damit kann die Lichtquelle am Mützenschirm, am Koppel, an Tischen, Kartenbrettern u. a. befestigt werden. Die Batterie steckt in einer Tasche der Bekleidung und hindert in keiner Weise.

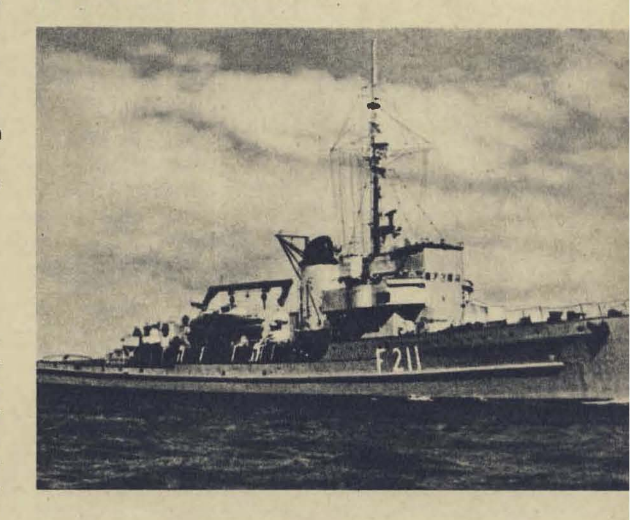
Schützenpanzer 302

In Schweden ist ein neuer schwimmfähiger Schützenpanzer entwickelt worden, dessen Serienproduktion im nächsten Jahr beginnen soll. Folgende taktisch-technische Daten sind bisher bekannt geworden: Masse 13,5 t; Antrieb 270-PS-Dieselmotor; Höchstgeschwindigkeit auf Straßen 65 km/h, im Wasser 7 km/h; Bewaffnung 2-cm-



Maschinenkanone im Turm (360° drehbar); Besatzung zwei Mann; Nutzlast neun Schützen bzw. 2 Mp Last. Die Schützen führen den Kampf aus Dachluken, die hydraulisch zu öffnen sind. Im Wasser erfolgt die Vorwärtsbewegung mit Hilfe der Ketten.

M 35 außer Dienst



Die letzten Minensuchboote vom Typ M 35 der westdeutschen Kriegsmarine sind außer Dienst gestellt worden. Der Typ M 35 war 1935 von den Faschisten geplant und entwickelt und 1937 bis 1942 in hoher Anzahl als Hochseeminensucher gebaut worden.



Illustration: Wolfgang Würfel

Die Konservendose

ERZÄHLUNG VON DMITRI GUSSAROW

Er wollte lange nicht glauben, daß er sich verirrt hatte. Ihn quälte am meisten der Gedanke, daß die Gruppe jetzt auf ihn wartete oder nach ihm suchte – zu einem Zeitpunkt, da es bis zum Stützpunkt über 100 Kilometer waren, und jede verlorene Stunde die Gefahr des Entdecktwerdens vergrößerte. Ihm schien, daß die Kameraden irgendwo ganz dicht neben ihm seien. Er brauchte nur diesen rostfarbenen Sumpf zu überqueren. Aber nun war er schon über zwei, drei, zehn Sümpfe gegangen. Er hätte ja zum letzten Ausweg Zuflucht nehmen können. Auf seinem Rücken hing die Maschinenpistole. Aber die Gruppe mußte noch die Postenlinie des Gegners überschreiten! Ein Signalschuß konnte alles verderben.

An allem ist der Regen schuld. Langsam, ohne Eile rieselt er nun schon den zweiten Tag auf das Laub...

Vorher waren die Tage heiß gewesen. Die Sonne war fast den ganzen Monat lang nicht untergegangen. Selbst um Mitternacht, wenn die Partisanen auf ihrer Marschroute dahinzogen, stand sie als Halbscheibe am Horizont. Man hatte das Empfinden, als ob von dort ein mächtiger Scheinwerfer auf sie gerichtet sei. Aber so ist es nun einmal im Polargebiet, daran mußte man sich gewöhnen und eben doppelt wachsam sein.

Die erwärmte Erde gab jetzt die Wärme wieder zurück. Ein feiner Dunst stieg rings um die bemoosten Findlinge auf. Vom Himmel war überhaupt nichts mehr zu sehen. Ein graues, einfarbiges Gemisch hing fast bis auf die Wipfel der von Unwettern niedergedrückten Kiefern herab.

Wenn man genau hinhörte, zischte die ganze Erde wie Speck in der Pfanne. Ohne dieses verfluchte Zischen wäre überhaupt nichts passiert. Alles hatte mit den Pilzen angefangen. Er hatte viele gelbe, von der Sonne gedörrte Röhrenpilze gefunden.

Er war ein Neuling, und er wollte seinen Kameraden mit irgend etwas eine Freude machen,

auf ihre rauhen Gesichter ein Lächeln zaubern. Den ganzen Marsch lang, zwanzig Tage, hatte er davon geträumt, aber es hatte sich keine Gelegenheit dazu geboten. In der Gruppe lief alles nach einer strengen Einteilung ab, und jeder tat nur das, was ihm zukam.

Hinter ihnen lag eine sehr schwierige, aber gelungene Operation, vor ihnen noch vier Tage Weg, dann war der Marsch beendet. Und alle Gefahren waren vorbei, sobald die Gruppe die Postenlinie überschritten hätte. ‚Jetzt dürfen wir kein Feuer anmachen', dachte er. ‚Aber wie werden sich die Kameraden wundern und sich freuen, wenn ich bei der ersten Rast hinter der Postenlinie aus meinem Sack einen Haufen Pilze hervorhole. Tagelang haben wir nichts Heißes geschmeckt. Und die ersten Pilze sind so duftig . . .'

Die Pilze waren es auch gewesen, die ihn von der Gruppe weggelockt hatten; und das unaufhörliche trügerische Zischen des Regens, durch das er, wie ihm schien, die gedämpften Stimmen seiner Kameraden hörte, hatte ihn von der Richtung abkommen lassen.

Anfangs hatte er lange nach der Gruppe gesucht, dann hatte er begonnen, den Pfad zu suchen, den dreizehn schwerbeladene hintereinander herschreitende Männer unweigerlich hinterlassen mußten. Wenn man weiß, auf welcher Seite des Pfades man sich befindet, ist es nicht schwer, ihn zu entdecken. Man braucht nur immer darauf zuzugehen. Der Kompaß ist dabei ein zuverlässiger Helfer.

Einen Kompaß hatte er, aber auf welcher Seite der Pfad lag, wußte er nicht. Er war von der Gruppe in südlicher Richtung weggegangen, aber jetzt, nach langem Umherirren, hätte er sich nicht dafür verbürgen können, daß er nicht auf der nördlichen Seite war.

Er hatte keine Uhr bei sich. Aber als es ein klein wenig dunkler wurde, begriff er, daß Mitternacht herangekommen war.

Der Regen ließ nicht nach. Das von Nässe durchtränkte Moos schmatzte widerlich unter den Füßen. Die Stiefel waren durchnäßt. Ab und zu stieß er auf Pilze, aber er beachtete sie schon längst nicht mehr. Auf einer Anhöhe hielt er inne und ihm war klar, daß er jetzt allein und auf sich gestellt herauskommen mußte, und daß es schwer war, ohne Karte durch die Postenlinie zu kommen, bei der die Finnen großartig die Seelabyrinthe und die Verbindungskanäle zwischen ihnen ausnutzten.

In dieser Nacht ruhte er sich nicht aus. Seine Kräfte waren am Erlahmen, er mußte sich einfach bewegen. So war es leichter — die Bewegung ließ ihn hoffen. Er ging langsam nach Osten und dachte ununterbrochen über das Geschehene nach.

Der Gruppenführer wird also einen Bericht schreiben. Er wird das Verschwinden des Kämpfers irgendwie erklären müssen. Man wird den Gruppenführer zur Verantwortung ziehen, weil ein Kämpfer zurückgeblieben ist. Wahrscheinlich wird die ganze Gruppe beratschlagen, was im Bericht gesagt werden soll.

„Wir hätten unbedingt schießen müssen", wird sicher der Bergmannn Prokkojew sagen, der als Ältester allen aus der Gruppe mit väterlicher Sorge begegnete.

„Wir konnten nicht schießen", wird der Gruppenführer erwidern. „Damit hätten wir die ganze Gruppe ins Verderben gestürzt."

Der Gruppenführer ist ein guter Mensch. Er ist nur scheinbar streng und wortkarg. In dieser Nacht sind seine Wangen sicher noch mehr eingefallen. Er bekommt den Kopf ja auch mehr gewaschen als die anderen. Obwohl er während der Rast nie Posten stehen mußte, wußte doch keiner in der Gruppe, wann er schlief. Er weckte jeden, der mit der Wache an der Reihe war.

„Ein Mensch ist doch keine Stecknadel", wird der Gruppenführer sagen. „Er ist zwar noch ein Neuling, aber er weiß Bescheid, ist durch die Schule des Partisanenlebens gegangen. Und letzten Endes hätte er doch selbst schießen können." Und dann wird sich der Gruppenführer müde erheben und das Zeichen zum Weitermarschieren geben.

So werden sie bei jeder Rast beratschlagen. Wer weiß, was mit dem Neuen los ist? Und warum fällt es ihm ein, sich gerade einen Tag vor der Ankunft zu verirren? Irgendwie sieht das doch verdächtig aus . . .

Gegen Abend machte er Rast. Langsam, geradezu widerwillig, holte er eine Konservenbüchse aus dem Sack. Er begann zu essen, indem er mit dem Messer Stücke der rosigen Wurst herausklaubte. Er liebte diese Konserven, obwohl er davon nie satt wurde. Viele Male hatte er davon geträumt, sich irgendwann einmal nach Herzenslust an dieser scharfen und würzigen Wurst sattessen zu können, die im fernen Chikago gemacht wurde. Aber die Wurst wurde streng nach einer Norm ausgegeben: Zweihundert Gramm pro Tag, eine Büchse für zwei Tage, zehn Büchsen für den ganzen Marsch.

Als er die Wurst aufgegessen hatte, dreht er die golden schimmernde Büchse mit den schwarzen lateinischen Buchstaben noch lange in den Händen. Niemand in der kleinen Gruppe konnte Englisch. Er hatte in der Schule Deutsch gelernt, und von den vielen Worten, die in den glänzenden Deckel eingeprägt waren, verstand er nur drei: „Chikago, Ontario, USA."

„Pork Luncheon Meat", las er die größte Schrift. Genauso hatte er diese Aufschrift auch vor einem Jahr gelesen.

In jenen Tagen war in Archangelsk ein Geleitzug der Alliierten eingetroffen. Die Masten und die trübgrauen Aufbauten der Ozeandampfer ragten über die Gebäude am Kai hinweg. Kräne und Winden luden hastig Stapel von Pappkisten auf den Pier, die von weitem wie Bauklötzer aussahen. Am Kai spazierten einzeln und in Gruppen ausländische Matrosen entlang und verteilten gutmütig Zigaretten an die Stadtbewohner. Einer von ihnen, ein junger, rundgesichtiger Offizier mit hellen, lustigen Augen, bot auch dem ruhigen Bürschchen, das von fern dem Ausladen zusah, eine Zigarette an.

Das Herz des Jungen lachte. Endlich kam Hilfe von den Verbündeten! Er blickte glückstrahlend auf die Kistenberge, die immer größer wurden.

Er war erst am Morgen zum Bezirkskomitee des Komsomol gekommen, um abends nach einer Spezialunterweisung mit einem Komsomolauftrag zusammen mit anderen Freiwilligen ins Hinterland des Feindes aufzubrechen. Zu gern wollte er erfahren, wann endlich die zweite Front eröffnet würde, aber der Seemann hatte immer nur den Kopf geschüttelt und begeistert gerufen: „Chikago! United States — service — Soviet Union!" Und die Pappkisten schienen nun keine Bauklötzer mehr zu sein, sondern irgendeine neue, säuberlich verpackte Waffe, bestimmt handlich und leicht, die mithelfen würde, den Gegner rascher zu vernichten.

„Pork Luncheon Meat!" flüsterte er jetzt, als er an die goldschimmernden Büchsen dachte. „Und sogar ein Schlüssel zu jeder. Warum eröffnen sie denn die zweite Front nicht? Was ist schon eine Büchse? Eine Ration für zwei Tage, und dann wirfst du sie weg mitsamt dem Schlüssel."

Als er haltmachte und gerade an ein Nachtlager mit Feuer und Pilzen dachte, sah er nicht weitab einen Pfad. Er fuhr sogar zusammen, so unerwartet war es. In den Tagen des Umherirrens war das das erste Anzeichen davon, daß ein Mensch in der Nähe war.

Der Pfad war frisch und jetzt erstaunlich deutlich. Er verlief parallel zu seinem Weg, und es wäre leicht möglich gewesen, daß er ihn nicht bemerkt hätte.

Wohin gingen diese Leute? Natürlich nach Osten... Auch nach Osten... Zum Teufel jetzt mit dem Nachtlager, er wird jetzt mit letzten Kräften marschieren, und wenn die Kräfte nicht reichen, wird er auf diesem Pfad weiterkriechen.

Er begriff, daß er langsamer ging als diese Leute. Aber er war fest entschlossen, nicht zu hasten, bevor er nicht genau festgestellt hatte, wessen Pfad das war. Er mußte nur bis an eine Lagerstelle kommen; dort würde er schon irgend etwas finden, das ganz klar zeigte, wer dort vor ihm ging.

Es kam lange keine Lagerstelle. Das machte ihn wach. Die Partisanen legten in der Regel alle drei bis vier Kilometer eine kurze Rast ein. Schließlich stieß er auf das, was er so lange erwartet hatte. In einem kleinen mit einer Schonung bewachsenen Tal, in dessen Mitte unhörbar ein durchsichtiger Quell zwischen Steinen sprudelte, erblickte er den grauen Fleck eines erloschenen Feuers. Irgendwie kam es ihm so vor, als hätten sich die Leute hier nicht lange aufgehalten. Sie hatten wahrscheinlich Tee getrunken, sich ein, zwei Stunden ausgeruht, hatten vielleicht sogar ihre Fußlappen am Feuer getrocknet und waren dann weitergegangen.

Er blickte sich um. Sofort fiel ihm ein trüber goldener Schimmer aus einem Heidelbeerstrauch in der Nähe des Feuers ins Auge.

Er ging hin, bückte sich und lachte triumphierend auf. Es war eine Konservendose, genau so eine, wie er sie noch im Sack hatte, aber sie war leer. Er hatte sich nicht geirrt: Auf dem Pfad gingen seine Leute, und das war jetzt das Wichtigste.

„Pork Luncheon Meat". Jetzt hörte sich die Aufschrift ganz anders an.

„Los, hol' sie ein, dort sind deine Freunde!" las sein Herz in den unverständlichen, aber so bekannten Worten.

Er rannte fast den Pfad entlang, bemüht, die versäumte Zeit aufzuholen und scheinbar keine Müdigkeit mehr verspürend. Manchmal stolperte er und fiel in das nasse, kühle Moos. Gern hätte er sich hingelegt, hätte sich ausgeruht, aber das erlaubte er sich nicht.

„Vielleicht haben sie sich aufgehalten, haben mich gesucht? Aber nein, sie konnten nicht so lange warten. Sicher sind es andere, aber unsere, unsere, unsere..."

Sie bei der Rast antreffen! Davon hatte er die ganze Nacht geträumt. Er wird sie anrufen, ans Feuer treten und sagen: „Genossen, da bin ich. Ich bin einer von den Unseren. Ich freue mich so, daß ich euch eingeholt habe..."

Und dann wird er eine Stunde, vielleicht auch zwei, am Feuer sitzen, sich ausruhen und erzählen, wie dumm alles gekommen ist, dumm, aber letzten Endes doch glücklich. Diese Konservenbüchse hat ihm viel geholfen...

Er erblickte das Feuer, als er etwa fünfzig Meter davon entfernt war. Am Rande eines steilen Abhangs stehend schaute er nach unten und begriff nichts. Das Feuer war dem der Partisanen gar nicht ähnlich — die gelben Zungen einer riesigen Flamme loderten furchtlos über der Erde und verscheuchten den Nebel. Die Leute am Feuer sahen auch denen, die anzutreffen er erwartet hatte, nicht ähnlich. Sie saßen, lagen und standen am Feuer, und alle trugen eine fremde, grüne Uniform.

Er erriet sofort, daß das dort unten finnische Soldaten waren, und nicht einmal gewöhnliche Soldaten, sondern solche von den Truppen für innere Sicherheit, die er zum erstenmal so nahe zu Gesicht bekam. Er hätte sich wohl noch verstecken können, da man ihn unten nicht bemerkt hatte, aber ein Gefühl überkam ihn, das viel stärker war als Furcht. In den Händen dieser Leute dort unten sah er deutlich goldene glänzende Büchsen. Genau solche, wie die in seinem Sack. Nicht eine, auch nicht zwei, viele, viele Büchsen schimmerten trübe durch den Nebel, der sich geteilt hatte.

Das alles dauerte nicht länger als zwei Zehntelsekunden. „Halt!" rief erschrocken eine Stimme irgendwo links von ihm, und eine ziellose MPi-Garbe knatterte trocken. Die Geschosse klatschten hinter ihm in die Zweige.

Er drehte sich nicht einmal zur Stimme um, kniete nur mechanisch nieder. Aber im gleichen Augenblick riß ihn ein verzweifelter Haß, wie er ihn noch nie zuvor empfunden hatte, hoch. Er warf die Maschinenpistole in Anschlag und sah — schon über die Kimme —, wie die Leute am Feuer erschreckt hin und her zu laufen begannen. Dann drückte er auf den Abzug und ließ ihn nicht los, bis die Trommel leer war. Nur so konnte er es jetzt allen heimzahlen, den Leuten dort unten, die in sein Land gekommen waren, und dem lustigen Seemann, der ihn so verräterisch betrogen hatte, und sich selbst für den naiven Glauben an die schwarz-goldene Aufschrift aus fremden Worten.

Übersetzung: Lothar Scheffer

Schnibbel di Schnabbel Malheur

Eine Mär
von Helmut Stöhr



Tränen weint der NADELÖHR
(jener mit der Klimperlaute),
weil ihm Schütze SEHNSUCHTSSCHWER
seinen ALLESGUCKER klaute.

SEHNSUCHTSSCHWER (voll Triebesdrang)
schaltet gleich am Liebesgang,
um (geklaut) hier fernzusehn,
was als Braut er gern gesehn.

Das erste Bild erscheint geschwind.
SEHNSUCHTSSCHWER wird blaß und blind,
und er ruft (despotisch-streng):
Die ist zu erotisch. – (Peng!) –

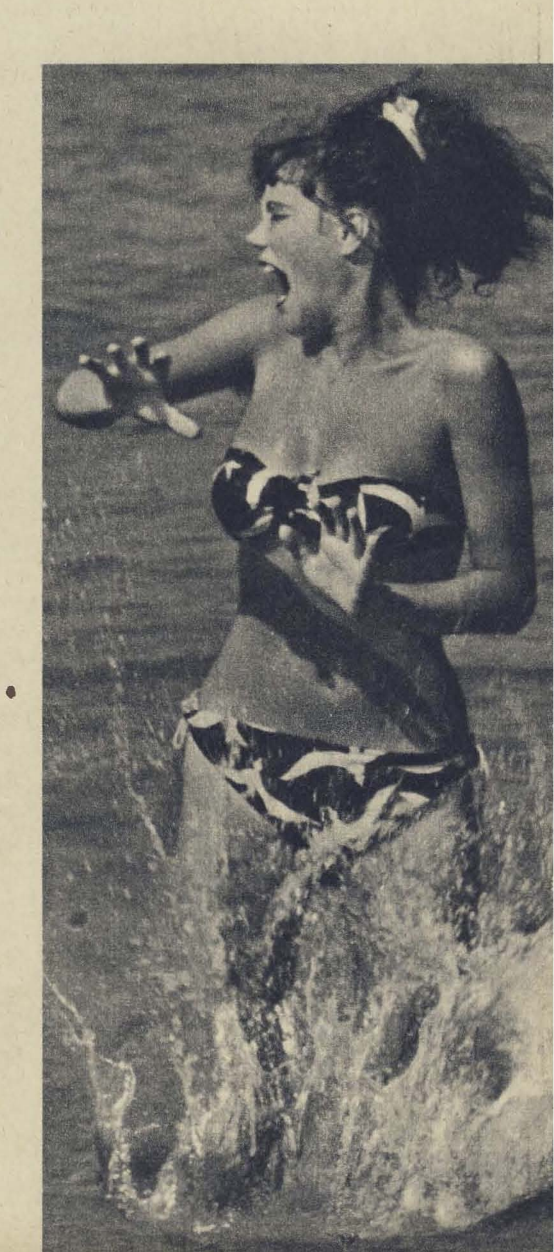


Und der ALLESGUCKER greift
nun ein Bild, das buntgestreift.
Doch der Schütze meint verdrossen:
Die hat zuviel Sommersprossen.

ALLESGUCKER reicht gereizt
jetzt ein Bild, das leicht gespreizt.
SEHNSUCHTSSCHWER meint (recht)
bestürzt):
Diese ist zu schlecht beschürzt.

ALLESGUCKER (der schon schwitzt)
zeigt jetzt eine (naßgespritzt).
SEHNSUCHTSSCHWER meint: 's tut mirleid!
(Weil die Maid hier zu sehr schreit!)





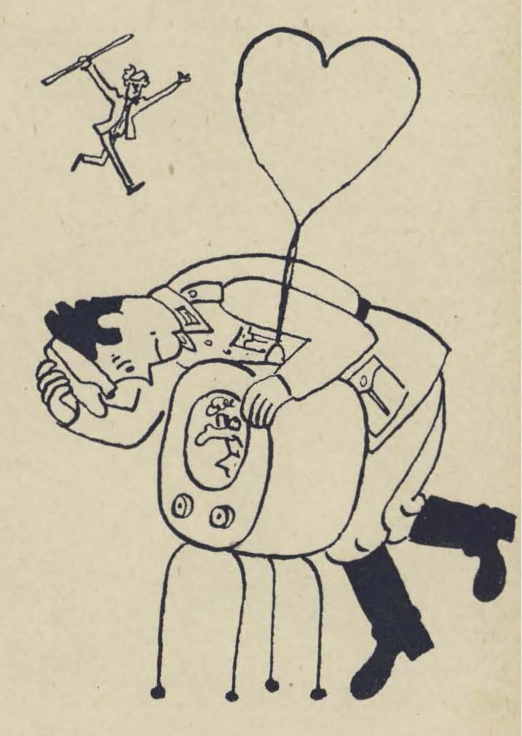


ALLESGUCK' (ihn sticht der Zorn)
zeigt gleich Neune – nicht von vorn.
Doch auch die entzücken nicht
(zuviel Rücken, kein Gesicht).

ALLESGUCK' (vom Fernsehfunke)
zeigt zum Schluß 'ne alte Unke,
worauf unser lieber Held
kraftlos hintenüber fällt.

NADELÖHR (mit Klimperlaute)
nimmt zurück, was man ihm klaute.
Die Moral für unsern Schützen:
Wer die Wahl hat, soll sie nützen!







ZEITBEGRIFFE. „Ihre Haare hätten schon vor längerer Zeit geschnitten werden müssen." — „Sie sind vor längerer Zeit geschnitten worden, Genosse Unteroffizier!"



EINSICHT. An der Wandzeitung einer Einheit hängt ein Aufruf zur Mathematik-Olympiade. Als Preise sind u. a. ausgesetzt: 1 Reisenecessaire, 1 wertvolles Buch, 1 Füllhalter und 1 Tag Sonderurlaub. Darunter steht: „Die Preise können beim Politstellvertreter eingesehen werden."



EINGESPART. 'Auf einer Dienstfahrt mit dem LKW kehrt Hauptfeldwebel Hertel in einer Raststätte ein. Nach dem Essen will er der freundlichen Serviererin ein Trinkgeld geben, doch sie lehnt ab: „Nee, mein Lieber, von euren 80 Mark Wehrsold nehme ich kein Trinkgeld." Der Hauptfeldwebel stutzt. Doch da fällt ihm ein, daß er auf seiner Arbeitskombi keine Dienstgradabzeichen trägt.



UNTER DECK(EN). Wecken im Mannschaftsdeck eines Schiffes. Als der Obermaat kontrolliert, liegen alle noch in ihren Kojen. „Wir stehen in Raten auf, Genosse Obermaat, weil es zu eng ist", erklärt ein Matrose. „Hoffentlich ist dann die erste Rate bald draußen!" Wieder der erste Matrose: „Das geht nicht, Genosse Obermaat, die sind in Urlaub, wir haben also noch etwas Zeit."



Vignetten: Parschau

REPORTERPECH. Das Seemanns-Abc ist auch einem Radioreporter nicht immer geläufig: „Über die Toppen flaggen" heißt Fähnchen und Wimpel bis über die höchste Mastspitze eines Schiffes aufziehen, mit „Seezeichen" sind u. a. Bojen gemeint, mit denen Schiffahrtswege markiert werden. Das muß der Reporter von Radio DDR beim vorjährigen sowjetischen Flottenbesuch in Rostock offensichtlich verwechselt haben. Seine Reportage enthielt nämlich folgenden kuriosen Satz: „und nun ziehen unsere teuren sowjetischen Freunde unsere Seezeichen an den Toppen empor."



Demnächst auf der Leinwand:

Die Brücke

Kein Heeresbericht meldete, was am 27. April 1945 in einer kleinen deutschen Stadt geschah: Sieben Gymnasiasten, Sechzehnjährige, ehrgeizig, mutig, mit den vergifteten Idealen der braunen Machthaber geimpft und teilweise verbittert über die Demoralisierung ihrer eigenen Väter, drängen heraus aus dem Kinderdasein. Sie wollen ihre Jugendideale verwirklichen, sich als Männer und Helden bewähren. Als sie eingezogen und zur Sicherung einer unbedeutenden Brücke beordert sind, macht sich bei ihnen Enttäuschung und Langeweile breit. An die Front wollten sie, in die heißeste Bewährung. Einer schlägt schon vor, nach Hause zu gehen, da greifen amerikanische Panzer die Brücke an, und die Jungen werden in die Hölle des Krieges hineingezogen. Verzweifeltes Umsichschlagen ohne Pardon. Kriegserlebnisse solcherart, die unauslöschbar sind, gestaltete Bernhard Wicki erregend bis zum letzten Meter in dem weltbekannten westdeutschen Film.

Der Film attackiert diejenigen, die vor allem in der Bundesrepublik den revanchistischen Zielen des Imperialismus dienen, mit der Taktik des Vergessens oder des Bagatellisierens und mit neuer Verblendung der Jugend. Der Film attackiert jene, die falsches Bewußtsein, gefährliche Illusionen und geistige Wehrlosigkeit massenweise zu produzieren trachten.



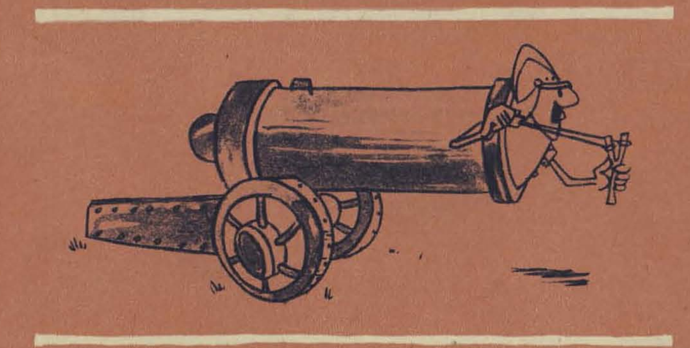
Verlag Kultur und Fortschritt, 254 S., 6,20 DM.

Wassil Bykow: Die dritte Leuchtkugel

Die Nacht verging wie vorher die anderen auch. Es hatte Verpflegung gegeben, man hatte erzählt, sich ein wenig gehänselt und dann sogar gestritten. Auch Ljussja fehlte nicht, die blauäugige Krankenschwester, in die mindestens die Hälfte der Pakbedienung verliebt war. Dann hatte der Kommandeur befohlen, am nächsten Tag das überschwere MG der Faschisten in direktem Beschuß zu vernichten und überhaupt die kleine 4,5-cm-Pak in der Nacht noch einzugraben. Als sie sich mißmutig an die Arbeit machen, fehlt Ljoschka. „Auf fünf Minuten" wollte er Ljussja begleiten, er, dem angeblich keine Frau widerstehen kann. Und länger als eine Stunde ist er weg. Die Genossen wühlen sich und das Geschütz in die Erde, aber in ihnen giftet es. Ausgerechnet „ihre" Ljussja.

Der Tag bricht an, und noch ahnt niemand, daß es ihr letzter ist. Sie vernichten das MG, wie der Befehl es vorschrieb. Die Deutschen überrollen mit Panzern und Infanterie die schwachbesetzten Stellungen. Und die kleine Pak ist nicht gegen die „Tiger" gemacht. Sheltych, der Geschützführer, fällt, Lukjanow, der schon einmal Leutnant gewesen war und jetzt als Soldat Dienst tut, stirbt einen schweren Tod und offenbart sich erst da ganz. Ljoschka wird weggeschickt, um neue Befehle zu holen. Er läßt seine Genossen feige in Stich. Und dann kommt plötzlich Ljussja herangekrochen. Sie bringt den rettenden Befehl, aber sie bringt ihn zu spät. Als am Abend Entsatz kommt, lebt von ihnen nur noch einer. Und der schießt seine letzte Patrone, eine Leuchtkugel, gegen den zurückkehrenden Ljoschka, und dafür wird er sich verantworten müssen, denn er hatte bei allem, was dieser Tag ihm gebracht hat, kein Recht, auf eigene Faust mit Ljoschka abzurechnen.

In der Titelerzählung und auch in der zweiten Erzählung „Eine Nacht", gestaltet der Autor außerordentlich dicht und plastisch zwei Episoden des letzten Krieges. Er stellt seine Helden hinein in das große Geschehen, aber er läßt sie auch in innere Konflikte geraten, die sie allein für sich bewältigen müssen. Außerordentlich zugespitzt sind diese Situationen, erregend, und dann, wenn es um Leben und Tod geht, offenbaren sich die Menschen. Dies sichtbar gemacht zu haben, ist das besondere Verdienst Wassil Bykows. *Claus*

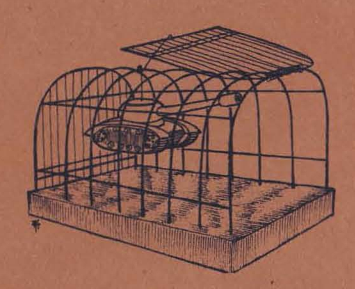




Alte Ami-Panzer etwas aufgefrisiert haben die Henschelwerke der Bundeswehr als neuwertig verkauft. Dazu ein Kochrezept aus einem „Kochbuch für den Haushalt der Industriekapitäne":

„Wir richten was an!"

Sie setzen sich mit mittlerer bis großer Flamme für hohe Rüstungsgelder ein, nehmen dann etwas von dem bewilligten Rüstungsspeck — keine Bange, bestechend können Sie das! — und lassen ihn in einer Pfanne zerfließen. Dahinein tunken Sie einige alte Ami-Panzer — sie können ruhig ausgekocht und abgebrüht sein —, bis es aussieht, als sei alles in bester Butter. Das schütten Sie dann in Wasser, das Sie vorher mit Maggi gerade so weit gewürzt haben, daß man nicht mehr auf den Grund des Topfes blicken kann. Das ganze kochen Sie zuletzt einmal, aber nur kurz auf, damit die Zutaten nicht zu früh auseinanderfallen.
Sie kosten nicht viel, sondern liefern die Suppe gleich in Erkenntnis ihrer Güte an die Bundeswehr. Sollte Ihnen jemand die Suppe versalzen wollen und ein ordentliches Gericht fordern, so pochen sie auf die hierzulande übliche Gewerbefreiheit. Dann richten Sie erneut an: Der Steuerzahler wird auch diese Suppe auslöffeln. —bs



Zeichnung: Klaus Arndt

OBERLEUTNANT KARL-HEINZ SCHULZ

Geboren: 5. Januar 1935. Beruf: Dreher. Klub: ASK Vorwärts Berlin. Größte Erfolge: Bronzemedaillengewinner der Europameisterschaft 1961, Goldmedaillengewinner der SKDA-Meisterschaft 1962, vierfacher Deutscher Meister, Sieger der Olympiaausscheidungen 1964. Gewichtsklasse: Bantam. Anzahl der Kämpfe: 237 (202 gewonnen, 28 verloren, 7 unentschieden).

„14 Jahre lang boxe ich nun schon, doch noch nie habe ich so vor Freude meine Hände hochgerissen wie in Schwerin!" Der das erzählt, gehört bereits ein Jahrzehnt zur DDR-Boxelite und hat mit 21 Länderkämpfen die meisten im Startbuch zu stehen. Doch noch nie war es ihm vergönnt, in den olympischen Ring zu steigen. Bis zu jenem denkwürdigen 30. Mai, als er dem Westberliner Maehs im letzten Vergleich der Olympiaausscheidungen keine Chance ließ. Ich frage ihn, ob er nach Tokio die Handschuhe an den Nagel hängen wird. „Wenn ich eine Medaille hole, auf jeden Fall. Dann will ich Trainer werden und beim ASK Berlin als Assistent arbeiten." Karl-Heinz stammt aus Bernburg und spielte, wie konnte es auch anders sein, Fußball. Ein Freund wollte ihn unbedingt zu den Chemie-Boxern mitnehmen. Doch die Eltern waren strikt dagegen. Als ihn jener Freund aber eines Tages mit linken und rechten Geraden mächtig einseifte, meldete er sich heimlich in der BSG an und trainierte so lange, bis er sich bei einem Wettkampf revanchieren konnte. Diese Revanche fiel so eindeutig aus, daß der Freund resigniert das Boxen aufgab ... Karl-Heinz aber blieb dabei. „Ich war so vernarrt in das Boxen, daß ich mir damals zu Hause ein Kissen an die Wäscheleine hing und abends das Trainingsprogramm noch einmal wiederholte." Paul Schäfer hieß der Sektionsleiter, dem er seine Anfänge verdankt, ehe er 1955 zur KVP und damit zu den Vorwärts-Boxern kam. Dort schrieb er ein nicht unbedeutendes Kapitel DDR-Boxsportgeschichte. KW



Waffenbrüder-Magazin

Vor 20 Jahren, am 29. August 1944, begann der heldenmütig geführte Slowakische Volksaufstand.

Gleichfalls vor 20 Jahren, am 23. August 1944, stürzten Bukarester Arbeiter und rumänische Truppenteile, unterstützt durch die Sowjetarmee, das faschistische Antonescu-Regime.

Am 1. August feiern die chinesischen Soldaten den Tag der Volksarmee.





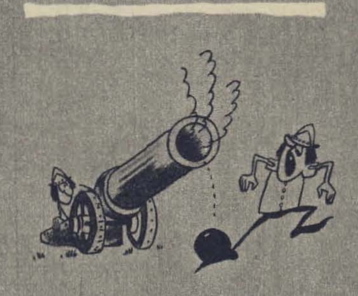
Einen gemeinsamen Scharfschützenlehrgang mit Angehörigen der Sowjetarmee absolvierten 12 Soldaten des Truppenteils Haessler sehr erfolgreich. Leiter des Lehrganges war der sowjetische Meister des Sports Oberleutnant Mushtej. (In einem der nächsten Hefte erscheint dazu ein ausführlicher Bildbericht.)

•

Ein Korrespondent der polnischen Armeezeitung „Zolnierz Wolnosci" durchforschte unlängst bei Walim Teile einer geheimnisvollen unterirdischen Befestigungsanlage, aus der noch zwei Jahre nach Kriegsende durch Sprengungen eingeschlossene deutsche Soldaten lebend geborgen worden waren. Er stieß auf unzählige Stollen sowie tiefe Schächte und Bunker aus Stahlbeton, deren einstige Zweckbestimmung noch nicht geklärt werden konnte. Eine Expedition, zu der auch Ingenieure, Bergsteiger und Sporttaucher gehören, soll nun das Geheimnis lüften.

•

Bei der Jugend populärster Held der polnischen Geschichte ist Karol Swierczewski (General Walter). Das geht aus einer Umfrage der Politischen Hauptverwaltung der Polnischen Volksarmee an den Oberschulen der Volksrepublik Polen hervor. An zweiter Stelle rangieren Helden einer Romantrilogie des Schriftstellers Sienkiewicz.



FACHBUCHEREI

Die Chemie ist heutzutage in aller Munde. Nicht nur in Form von Zahncreme oder falschen Zähnen. Die Sache verhält sich weitaus komplizierter. Chemie heißt Wohlstand, ökonomische Stärke – und für uns als Soldaten Waffe. Die Chemiker im steingrauen Rock, d. h. die Soldaten des Chemischen Dienstes haben unter den Bedingungen des modernen Krieges wichtige Aufgaben zu lösen.

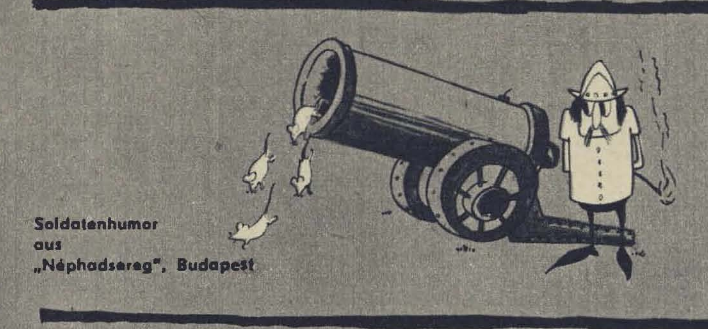
Alle Aufträge können von den Männern mit den Strahlungsmeßgeräten und Kampfstoffanzeigern erst dann erfolgreich verwirklicht werden, wenn sie eine dementsprechende Vorbildung, spezialisierte Ausbildung und naturwissenschaftliche Grundlagen besitzen. Wissen aber holt man sich aus guten Büchern.

Für die Angehörigen des Chemischen Dienstes – und selbstverständlich für alle übrigen Interessenten – ist in der Handbuch-Reihe des DMV das „Handbuch für die Soldaten des Chemischen Dienstes" erschienen, das neben seinem umfangreichen allgemeinen Teil (Wehrgesetzgebung, Disziplinarvorschrift, allgemeine taktische Ausbildung u. a.) einen ausführlichen Spezialteil zum Inhalt hat. Darin wird die eigentliche Spezialausbildung, die Spezialtaktikausbildung sowie die Spezialtechnikausbildung behandelt.

Von der Kernwaffe über Flamm- und Brandmittel bis zu den mannigfaltigen Geräten und Aggregaten sind alle wissenswerten Gebiete der Arbeit des Chemischen Dienstes einprägsam beschrieben.

Das Handbuch sollte in keiner persönlichen Bibliothek der „Chemiker" der Armee fehlen.

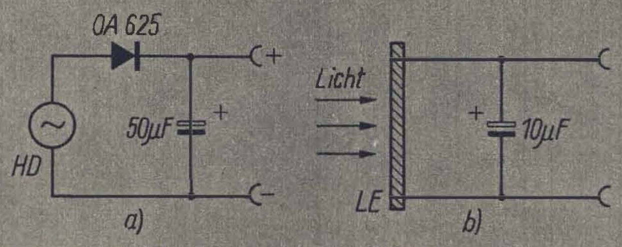
Autorenkollektiv „Handbuch für den Soldaten des Chemischen Dienstes", DMV Berlin 1964, 11,80 DM.



Soldatenhumor aus „Néphadsereg", Budapest



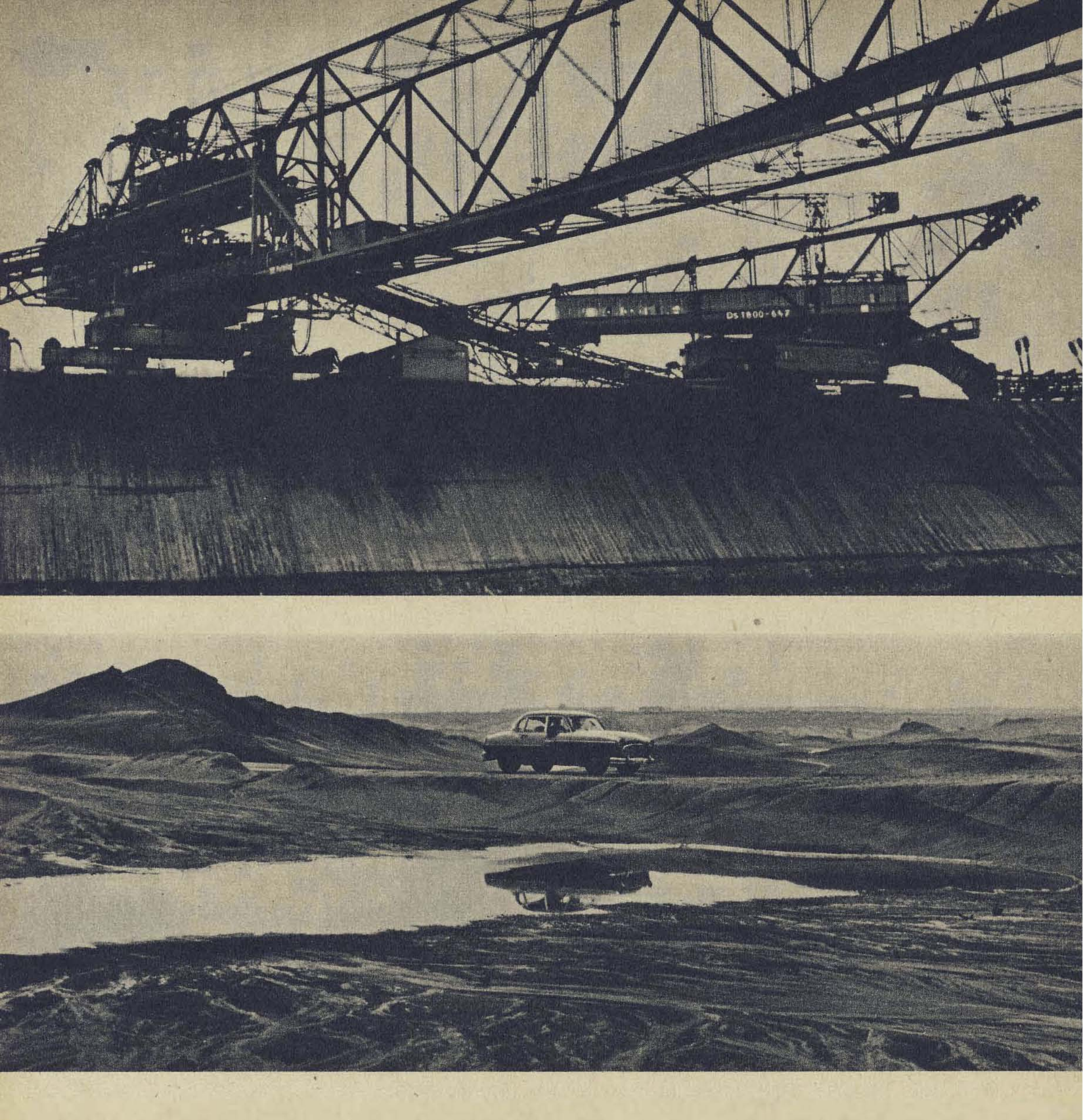
Empfänger mit freier Energie (II). Eine interessante Möglichkeit zur Stromversorgung von Transistorgeräten besteht in der Verwendung einer Handdynamo-Taschenlampe. Ein solcher Handdynamo gibt immerhin eine Leistung von 0,2 bis 0,5 VA ab. Außerdem ist diese Art der Stromversorgung stets in jeder Lage betriebsbereit und benötigt keinerlei Wartung. Aus den Labors der amerikanischen Armee wurden mehrere auf diese Art handgespeiste Telefoniesender bekannt, die sich für verschiedene Zwecke einsetzen lassen. Da der Handdynamo eine Wechselspannung erzeugt, muß diese zur Stromversorgung von Transistorgeräten durch eine Germaniumdiode gleichgerichtet werden. Bild a zeigt dafür die Schaltung. zur Glättung der erhaltenen Gleichspannung wird ein Elektrolytkondensator größerer Kapazität nachgeschaltet. Zusammen mit der Gleichrichteranordnung kann der Handdynamo in ein kleines Blechgehäuse eingebaut werden, aus dem nur der Antriebshebel herausragt. Geräte schwacher Leistung kann man mit Selen-Fotoelementen betreiben, wie man sie z. B. im Belichtungsmesser verwendet. Fällt auf ein solches Fotoelement Licht (Lampe, Sonnenlicht), so gibt es eine geringe Spannung ab. Man kann die Energieabgabe erhöhen, wenn man mehrere Fotoelemente polrichtig hintereinanderschaltet. Wird das Fotoelement mit dem Licht einer vom Wechselstromnetz gespeisten Lampe betrieben, so muß parallel zum Fotoelement ein größerer Elko geschaltet werden, der das Netzbrummen unterdrückt (Bild b). Bessere Wirkungsgrade erzielt man mit Silizium-Fotoelementen, wie sie zur Stromversorgung auch in der Satellitentechnik eingesetzt werden.



Stromversorgung mit Handdynamo (a) oder mit Fotoelement (b)

Ing. Schubert





Den Bewohnern des Braunkohlenreviers um Senftenberg sind diese Bilder altbekannt. Zumindest die beiden ersten. Die „Mondlandschaften“ sind das Nebenprodukt der Braunkohlenförderung, ein unerwünschtes, aber schwer vermeidbares Nebenprodukt. Wo sich die riesige, rund 400 Meter lange Förderbrücke durch das Land frißt, hinterläßt sie den geförderten Abraum in Waschbrettform, wobei die Rippen bis zu sechs Meter hoch sind. Kein Baum und kein Strauch gedeihen darauf, denn die aus der Tiefe nach oben gebrachten Massen sind entweder unfruchtbar oder sogar giftig. Daß sie nicht für ewige Zeiten unfruchtbar bleiben müssen, zeigt unser drittes Bild. Auf einer früheren Braunkohlenkippe baut die Gärtnerische Produktionsgenossenschaft in Plessa Äpfel, Kirschen und Johannisbeeren an.

Was geschieht, um die Mondlandschaften zu verringern, ja, sie möglichst gar nicht erst entstehen zu lassen?

Helmut Mehl von der VVB Braunkohle Cottbus gibt bereitwillig darüber Auskunft: „Die Wiederurbarmachung, die vor der anschließenden Melioration die erste Voraussetzung für eine spätere land- und fortwirtschaftliche Nutzung ist, gehört zu den Aufgaben der Bergbaubetriebe. Die Bedeutung dieser Arbeit läßt sich durch wenige Zahlen zeigen. Seit ungefähr sieben Jahrzehnten wird in der Niederlausitz Kohle gefördert. In dieser Zeit haben die Gruben rund 22 000 Hektar Boden devastiert, verwüstet. 9400 Hektar konnten bisher davon zurückgegeben werden, die anderen Flächen sind

heute Bergbaugelände oder — Wüste. Es gibt darunter alte Kippen, die seit 20 und mehr Jahren ungenutzt liegen, Sünden der kapitalistischen Vergangenheit und zum Teil auch der ersten Nachkriegsjahre."

Daß wir immer neue Tagebaue aufschließen und dazu weiteres Land verwüsten müssen, ist kein Geheimnis. „11 000 Hektar allein in den sieben Jahren von 1964 bis 1970", sagt Kollege Mehl. Doch die Frage, in welchem Umfang die „Wüsten" wachsen werden, beantwortet er optimistisch: „Sie sollen nicht wachsen, sondern sogar abnehmen. Wir müssen es erreichen, daß die Wiederurbarmachung in der Arbeit der Gruben die gleiche Beachtung findet wie die Kohleförderung. Am aufwendigsten ist das Planieren der Kippenoberflächen. Die Kosten dafür betragen 2000 bis 10 000 DM je Hektar."

Was sich unternehmen läßt, um die Kippen wieder volkswirtschaftlich zu nutzen, erläuterte Dr. Brüning vom Institut für Meliorationswesen. „Nicht jede Bodenschicht ist kulturfeindlich. Es gibt auch kulturfreundliche Schichten, wenn auch leider recht spärlich im Niederlausitzer Revier. Diese besseren Böden müssen bei der Abraumförderung gesondert bewegt und beim Verkippen auf die Kippenoberfläche gebracht werden. Das kann und muß im laufenden Betrieb geschehen, durch kluges Ausnutzen der technologischen Möglichkeiten. Die Kippe Plessa ist ein Beispiel dafür, daß kulturfreundliche Schichten, in diesem Fall Geschiebemergel, landwirtschaftlich nutzbaren Boden ergeben." Auf den Einwand: „Aber die anderen Kippen . . .?" antwortet Dr. Brüning: „. . . machen wesentlich mehr Arbeit. In den vergangenen Jahren wurden verschiedene Methoden erprobt, auch die kulturfeindlichen Kippen wieder zu nutzen, ohne Mutterboden aufzutragen; denn das ist zu kostspielig und scheitert auch meist an dem fehlenden Kulturboden. Nach dem Domsdorfer Verfahren bringt man fünf Zentimeter Braunkohlenasche auf die Kippe, vermischt sie durch einen Spezialpflug mit dem Untergrund und erhält eine fortwirtschaftlich gut nutzbare Fläche. Roteiche, Birke, Pappel und andere Hölzer werden jetzt schon mit Erfolg angepflanzt. Auch phenolhaltige Kokereiabwässer haben gute bodenverbessernde Wirkung."

Wenn der Bergbaubetrieb einen Tagebau verlassen hat, bleibt, etwa mit dem Volumen der geförderten Kohle, ein sogenanntes Restloch. Was wird damit? Gebietsplanung und Wasserwirtschaft haben bereits ihre Vorschläge dafür bereit: „Bestimmte Restlöcher lassen sich als Grubenwasser- und Flußklärbecken nutzen. Einige andere sollen zu Erholungsgebieten werden, ähnlich dem Knappensee bei Hoyerswerda, der ja auch ein verlassener Tagebau war. Was dort die Natur zufällig schuf — der See entstand, als das Hochwasser der Spree in die Grube einbrach —, wird künftig planmäßig angelegt. So soll zum Beispiel Senftenberg in einigen Jahren eine Stadt am See sein."

Viele kluge und fleißige Menschen in den Braunkohlenwerken und Instituten, in der Forst- und Landwirtschaft haben den Kampf mit der Wüste inmitten unseres blühenden Landes aufgenommen. Wenn man erfährt, daß bis zum Jahr 2024 von der Gesamtfläche des Bezirkes Cottbus 16 Prozent überbaggert sein werden, dann kann man ermessen, daß hier am Rande der eigentlichen Produktion ein Problem von außerordentlicher Wichtigkeit zu lösen ist.

Bertold Gottschalk

DDR UNSER VATERLAND



Auf jede ~~blöde~~ kluge Frage eine

Anfrage eines Lesers bei einer schottischen Zeitung: „Weshalb gehen eigentlich die Dudelsackpfeifer unserer Militärkapellen beim Spielen immer hin und her?"
Der Redakteur antwortete: „Weil es schwieriger ist, ein bewegliches Ziel zu treffen!"

Risiko

Leserbrief an eine französische Frauenzeitschrift von einem jungen Mädchen aus der Nähe von Lyon: „Ich erwarte von einem jungen Mann, der Soldat in Brest ist und hier seinen Urlaub verbrachte, ein Baby. Er drängt auf Heirat, aber praktisch genommen ist er doch ein völlig fremder Mensch für mich. Glauben Sie, daß ich das Risiko eingehen kann?"

Ausrede

Beim Morgenappell einer motorisierten Einheit in Italien wehte dem Hauptfeldwebel eine erstaunliche Alkoholfahne entgegen. Nachdem der festgestellte Sünder seinen Anpfiff weg hatte, erklärte er: „Ich habe nicht einen Tropfen getrunken — der Geruch kommt von meinen Haaren. Ich habe sie mit Bier gespült, wie das meine Schwester regelmäßig tut . . ."

Laut Vorschrift

Eine neue Parade-Vorschrift der kanadischen Armee verfügt: „Wer eine Ohnmacht nahen fühlt, läßt sich fallen und nimmt im Liegen stramme Haltung an. Erst wenn der Soldat die Grundstellung ‚Liegen in strammer Haltung' aufgibt, dürfen die Sanitäter in Aktion treten."

Seefest

Bei der Musterung in einem österreichischen Städtchen stellte der Stabsarzt fest, daß die Füße eines künftigen Rekruten längere Zeit nicht mehr mit Wasser in Berührung gekommen waren. Er ließ einen Kübel mit Wasser bringen und befahl: „Stellen Sie sich da hinein!"
Dann setzte er die Untersuchung der anderen fort.
Eine Viertelstunde später fragte er den jungen Mann im Fußbad: „Wissen Sie auch, warum Sie hier stehen?"
„Weiß ich", nickte der. „Sie wollen sehen, ob ich für die Marine tauglich bin!"

Arzneimittel

Der Stabsarzt war gegen den Alkohol. Und als die neuen Rekruten aus Texas, Ohio und Delaware eintrafen, machte er sein übliches Experiment. Vor ihm stand ein Glas Wasser und ein Glas Whisky. In beide legte er einen Wurm. Der Wurm im Wasser fühlte sich wohl, der andere verendete.
In das eindrucksvolle Schweigen hinein fragte Billy: „Was war das für eine Sorte Whisky, Doc?"
„Old Scotch! Warum?"
Da zwinkerte Billy: „Weil ich Würmer habe!"

Leiser Wink

Der Kommandant eines holländischen Militärlagers glaubte alles getan zu haben, um seine Soldaten zufriedenzustellen. Dennoch ließ er einen Kasten für Wünsche und Beschwerden aufstellen. Bereits am nächsten Tag fand er einen Zettel mit der Bitte darin: „Wir wären noch zufriedener, wenn Sie keine Gummisohlen tragen würden!"

Instruktion

Als Leutnant Berthier zu seiner neuen Einheit nach Lille kam, instruierte ihn vorsichtshalber Oberleutnant Larosche: „Unser Capitaine macht gern einen Witz. Lachen Sie laut darüber, ärgert er sich. Lächeln Sie, meint er, Sie machen sich über ihn lustig . . ."
„Und wenn ich gar nicht lache?"
„Das nimmt er Ihnen besonders krumm! Also, richten Sie sich danach!"

kluge / blöde Antwort

Psychologie

In einer schwedischen Kaserne fand ein Experimentalvortrag statt, den ein Psychiater abhielt.
„Es ist eine rein psychologische Frage", begann er, „die ich an Sie richten werde. Wenn zum Beispiel Kolumbus im Jahre 1492 Amerika entdeckt hat und Lincoln im Jahre 1865 ermordet wurde — wie alt bin ich da heute?"
Da stand in der letzten Reihe ein alter Feldwebel auf und rief: „48 Jahre!"
„Stimmt!" nickte der Redner perplex. „Wie haben Sie das herausgebracht?"
„Ganz einfach", lächelte der Feldwebel grimmig. „Ein Bekannter von mir, der Ihnen ähnlich sieht, ist 24 Jahre alt — und nur halb so verrückt."

Corpus delicti

Bei der Musterungskommission in Liverpool bat ein junger Mann um Befreiung vom Militärdienst, weil er stark kurzsichtig sei.
Er brachte nicht nur ein ärztliches Zeugnis, sondern auch seine Braut mit, die sein Leiden bestätigen sollte.
Die Kommission warf nur einen Blick auf das Mädchen — dann wurde der junge Mann wirklich als kurzsichtig befunden.

Übertrumpft

Zwei amerikanische Soldaten saßen in der Kantine und tranken. „Ich", nuschelte der eine, „ich war einmal an den Niagarafällen. Und da habe ich gesehen, wie ein Mann die Fälle hinaufgeschwommen ist. Hinauf, verstanden!" Voll Triumph blickte er auf den anderen.
Der lächelte nur müde und meinte: „Stimmt genau. Der Mann war ich!"

Illustration: Horst Bartsch


Ohren
DER ARTILLERIE

Die Vorwarner, die bis zu 2 km vor dem zentralen Punkt liegen, arbeiten mit Richtkreis, Stoppuhr und dem auslegbaren Fernschalter für die Registriergeräte im zentralen Punkt.

Mit Fug und Recht kann man von der Schallmeßaufklärung als den Ohren der Artillerie sprechen. Allerdings geschieht das Schallmessen nicht mehr nach der großväterlichen Methode, die wir zur Illustration rekonstruierten (siehe Foto links). Richtungshörer in Form von Schalltrichtern – auf Helmen oder Stativen – kennen wir nicht mehr.

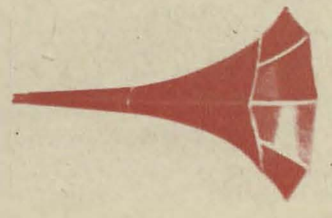
Die Schallmesser waren platt, als wir diese Aufnahme machten. Mit solchen Dingern am Kopf schallmessen?

Ja, so war es einmal; im ersten Weltkrieg arbeiteten die Schallmeßtrupps, zwar nicht mit Grammophontrichtern, doch immerhin mit Blechtrichtern am Ohr. Aus verschiedenen Richtungen horchten sie das schallende Ziel ab, zeichneten auf dem Planchett die Richtungen ein, und dort, wo sich die Linien schnitten, lag die Batterie. Später kam das Zeitunterschiedverfahren dazu. Das heißt, mit Hilfe der Stoppuhr ermittelte man wieviel Sekunden die Batterie entfernt lag (Schall läuft in 1 Sek. 330 m).

In gewissem Sinne arbeiten die Schallmesser auch heute noch so.

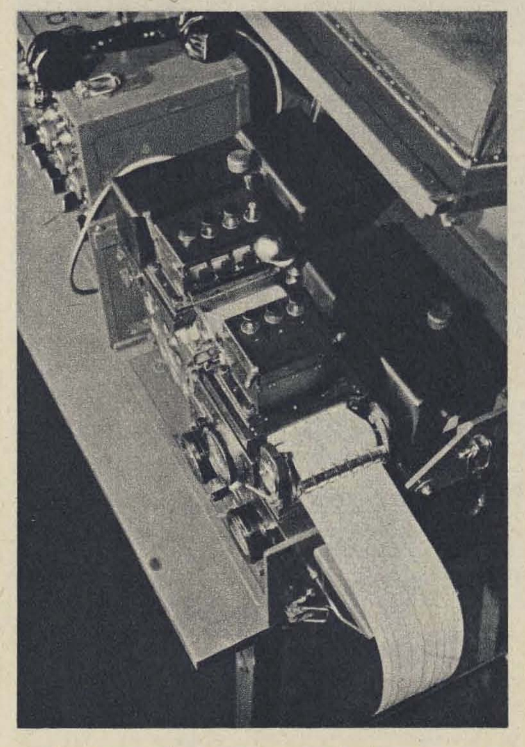
An die Stelle der Richtungshörer trat der Schallempfänger, ein empfindliches Gerät, das in einer Deckung verborgen liegt, die Stoppuhr blieb weiterhin „Waffe" der Schallmesser; aber im zentralen Punkt — dort, wo die Auswertegruppe die Werte aufnimmt sowie die Zielkoordinaten oder Abweichungen der Einschläge ermittelt — dort stehen moderne Registriergeräte.

Bei der Schallmeßaufklärung wird von den Eigenschaften des Schalls ausgegangen, der sich kugelförmig ausbreitet; bei 0 Grad C mit einer



Im zentralen Punkt nimmt die Auswertegruppe die gemeldeten Werte auf, ermittelt die Zielkoordinaten oder Abweichungen der Einschläge.

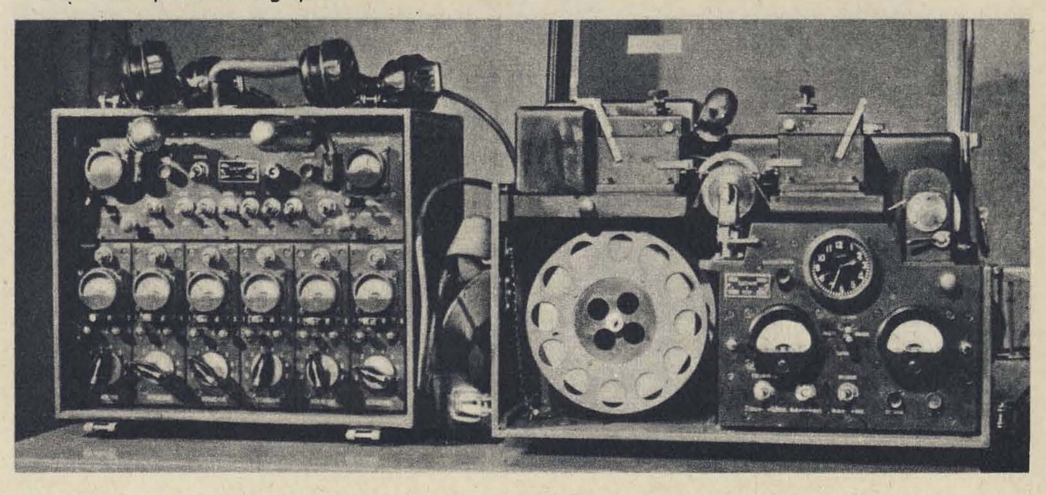




Die Registriergeräte erhalten vom Schallempfänger über Drahtverbindung elektrische Stromstöße, die sie über Schreibsysteme aufzeichnen. Die Arbeitsweise erfolgt nach dem Prinzip des Oszillographen.

Geschwindigkeit von genau 330,8 m/sek. Verändert sich die Temperatur um ein Grad, so verändert sich die Schallgeschwindigkeit um 0,6 m/sek. Bei ansteigender Temperatur nach oben (schneller), bei abfallender nach unten (langsamer). Die entsprechenden Werte werden der Wettermeldung entnommen.

Das System der Schallmeßaufklärung sieht so aus: Etwa 1½ ... 2 km vor dem zentralen Punkt liegt der Vorwarner mit Richtkreis, Stoppuhr und Schalter für die Registriergeräte. Dahinter liegen in entsprechender Entfernung die Schallmeßposten mit den Empfängern.



Sie sind über Draht mit dem zentralen Punkt verbunden. Den Zwischenraum von Posten zu Posten nennt man die Basis. Sie bildet die Grundlage für die Auswertung auf dem zentralen Punkt.

Der Vorwarner hat die Aufgabe, das Registriergerät auf dem zentralen Punkt einzuschalten, bevor die festgestellte Schallwelle auf die Posten trifft, und mittels Richtkreis und Stoppuhr — wenn das Ziel einsehbar — die Zielkoordinaten zur Kontrolle zu ermitteln. Ist das Ziel nicht einsehbar, hat er zumindest die Richtung zu bestimmen.

Die Schallempfänger sind so konstruiert, daß sie in erster Linie Infraschallwellen (bis 16 Hz) aufnehmen, die bekanntlich Hindernisse (Geländeobjekte) leichter durchdringen.

Der Empfänger wandelt die Schallwellen in elektrische Stromstöße um, die über Draht das Registriergerät erreichen. Dort werden die Stromstöße über Schreibsysteme auf ein laufendes Papierband aufgezeichnet. Mittels Rechenverfahren werden die Werte ermittelt und auf dem Planchett eingetragen. Die Schnittpunkte ergeben den Standort des Zieles. Das Registriergerät arbeitet auf dem Prinzip eines Oszillographen.

Es sind Forschungen im Gange, die Schallempfänger auf Funkbasis arbeiten zu lassen. Teilerfolge sind zwar schon zu verzeichnen, der Einsatz ist aber immer noch zu kompliziert. Die Zukunft wird zeigen, ob die Ohren der Artillerie noch weiter verfeinert werden. Er/Kr



Ansicht des Schallempfängers: Das Gerät nimmt vor allem Infraschallwellen bis 16 Hz auf.

Tatsachenbericht von Rolf Kunze

Mein Vater ist ein MÖRDER!

Die Akte liegt vor mir. Sie enthält das verpfuschte Leben eines Menschen, der zum Mörder wurde.
Der Inhalt der Akte ist umfangreich. Von der ersten Ermittlung an, bis zum handschriftlichen Geständnis des Täters ist darin alles wohlgeordnet. Nur eines ist in den sachlichen Schriftstücken nicht ausdrücklich festgehalten: die Schuld der unmittelbaren Umwelt. Sie klingt immer wieder zwischen den Aussagen der Zeugen auf. Eindringlich und unüberhörbar. Da war kaum einer, der dem Menschen, der zum Verbrecher abglitt, beizeiten und nachhaltig einen wirklich festen Halt gab, der ihm mit Rat und Tat zur Seite stand und ihm den richtigen Weg wies.
Diese nahe Umwelt, die versagt hatte, saß später anonym mit dem Täter zusammen auf der Anklagebank. Zwar ging sie juristisch straffrei aus, aber moralisch wird sie immer belastet bleiben.

☆

An diesem Abend regnete es. Der kalte Novemberwind drang bis unter die Haut. Frau Mertin eilte nach Hause. Raschelnd fiel eines der letzten Blätter vom Baum. Olga Mertin zuckte zusammen, als es an ihrem Gesicht vorbeisegelte. Sie war sonst nicht ängstlich – aber heute stimmte irgend etwas nicht mit ihr. War es der hohe Blutdruck, der ihr neuerdings zu schaffen machte? In den nächsten Tagen mußte sie unbedingt wieder einmal zum Arzt gehen. Wenn man über sechzig ist, stellt sich so manches ein...
Als Frau Mertin die Haustür aufschloß, schlug es vom nahen Kirchturm neun Uhr. Etwas außer Atem stieg sie die zwei Treppen hinauf und steckte den Schlüssel ins Schloß. Sie brauchte ihn nicht herumzudrehen. Die Tür war offen. Seltsam. Sehr seltsam... In dieser Sekunde ging das Treppenlicht aus.
Frau Mertin tastete sich zum Schalter in der Diele. Dabei stieß ihr linker Fuß gegen etwas Weiches. Mit zitternden Fingern drehte sie das Licht an, wandte sich um – und stieß einen Schrei aus.
Das Deckchen auf der Kommode hatte sich verschoben, eine Vase war umgestürzt, und über die helle Rosentapete zogen sich dunkle Spritzer. Auch das Linoleum auf dem Boden war naß. Und in dieser Nässe lag Regina Braun. Sie hatte die Augen starr geöffnet. Ihre Hände waren verkrampft.
Erst jetzt erfaßte Olga Mertin, daß die Pfütze, in der Frau Braun lag, Blut war. Wieder stieß sie einen Schrei aus. Und noch einen. Sie schrie so lange, bis Benno Hörig, der im ersten Stock wohnte, die Treppe herauf kam.
Benno Hörig war Kraftfahrer. Mehr als einmal war er Zeuge eines Verkehrsunfalles gewesen. So waren ihm makabre Bilder dieser Art nicht neu. Mit wenigen Blicken übersah er die Situation, brachte die zusammengebrochene Olga Mertin zu seiner Frau, dann stürzte er zur nächsten Telefonzelle.

☆

Oberst Weiß leitete selbst die Aktion. Regina Braun, 86 Jahre alt, verwitwet, Hauptmieterin der Wohnung, war mit einem harten, kantigen Gegenstand erschlagen worden. Wie die Spuren bewiesen, mußte ein Kampf vorausgegangen sein.
Im Wohnzimmer der alten Frau schien alles in Ordnung zu sein. Zwar befand sich an einem Schubfach des Sekretärs etwas verwischtes Blut, aber der älteste Sohn der Ermordeten, Georg Braun, sagte aus, daß seine Mutter kaum über vierhundert Mark besessen habe. Und dieser Betrag lag unangerührt zwischen den einzelnen Seiten der Bibel.
Cui bono? sagt der Lateiner. Wem nützt es? Ohne Motiv geschieht kein Mord.





Illustrationen: Bernhard Kluge

Als man die Tote aufhob, fiel ein Brillenglas aus den Falten ihres Kleides. Hauptmann Runge, Leiter der Morduntersuchungskommission, hob es vorsichtig auf und verwahrte es in einem Umschlag.
Und als die Genossen im Morgengrauen den Schlußstrich unter das erste Kapitel setzten, ahnten sie, daß es noch manche harte Nuß zu knacken geben würde, bis man den oder die Täter ermitteln konnte.

☆

Es war wie immer. Zuerst mußte die Spreu vom Weizen geschieden werden. Augenzeugen gab es keine. In den Aussagen der Hausbewohner gab es zwar gewisse Hinweise, aber als man ermittelte, blieb nichts. Trotzdem wurde jeder Spur, und war sie noch so vage, nachgegangen. Und immer blieb der Weisheit letzter Schluß: Wem nützte die Tat?
Zunächst galt es also, möglichst genau festzustellen, wann der Mord geschehen war. Frau Hörig, die Ehefrau des Kraftfahrers, sagte aus, daß sie kurz vor 19 Uhr einen dumpfen Fall gehört habe.
Die MUK machte die Probe aufs Exempel. Während Hauptmann Runge sich mit der ahnungslosen Frau Hörig in deren Wohnung unterhielt, ließ sich ein Genosse in der Diele der Ermordeten mit einem Plumps auf den Boden fallen. Die Wirkung war hundertprozentig. Frau Hörig zuckte zusammen, starrte erschrocken nach oben und stieß hervor: „Das – genau so war es!" Das war das erste Glied in der Kette.
Die Wohngemeinschaft zwischen Olga Mertin und der Ermordeten war einwandfrei gewesen. Regina Braun lebte völlig zurückgezogen. Außer ihrem Sohn Robert und dessen Familie empfing sie kaum Besuche. Auf einem Auge war sie völlig blind. Das andere wurde von Monat zu Monat schwächer. Einem Fremden hätte sie nie am Abend die Tür geöffnet. Daraus folgerte man: Der Mörder mußte unter ihren Bekannten zu suchen sein.
Keiner wurde ausgelassen. Keiner kam für die Tat in Frage. Auch das „schwarze Schaf" der Familie Braun, ein Neffe der Ermordeten, wurde

bis unter die Haut beleuchtet. Dieser junge Mann, der sich vor ein paar Jahren einige Schwippchen geleistet hatte, war in der Zwischenzeit ein nützliches Glied unserer Gesellschaft geworden. Außerdem besaß er ein hieb- und stichfestes Alibi.

☆

Da erschien eines Morgens Frau Mertin von sich aus bei der Volkspolizei und berichtete: „Gestern abend, als ich wieder einmal nicht schlafen konnte, fiel mir dieser Heinz Limbach ein. Er hatte mir damals mein Radio repariert und die Nachttischlampe der Frau Braun in Ordnung gebracht..."

„Etwas spät", seufzte Hauptmann Runge und knöpfte sich den jungen Mann vor. Doch auch hier war alles in Ordnung. Die gesamte Familie Limbach, seine Mutter, seine Schwester und er selbst beschworen, daß er am fraglichen Abend das Haus überhaupt nicht verlassen habe. Rasende Zahnschmerzen quälten ihn. Wie ein Wilder sei er durch die Wohnung gewandert, dann hätte er sich mit zwei Schlaftabletten ins Bett gelegt. Der Zahnarzt bestätigte, daß Heinz Limbach am Morgen darauf zu ihm in Behandlung gekommen sei.

Damit kam auch Limbach nicht als Täter in Frage. Es war zum Verzweifeln. Wohin der Leiter der MUK griff – er griff ins Leere. In einer Stunde, in der er alle bisherigen Ermittlungen noch einmal überprüfte, fiel ihm das Brillenglas ein. das man bei der Toten gefunden hatte.

☆

Das Glas paßte in keine der vielen Brillen der Frau Braun. Auch Olga Mertin besaß keine Brille mit dem fraglichen Dioptrien-Wert. Das traf auch auf die Brillen der übrigen Hausbewohner und sonstigen Besucher der Ermordeten zu. Wem gehörte es dann?

Und jetzt setzte eine Arbeit der VP (K) ein, die sicher nicht alltäglich ist. Mit Unterstützung des Obermeisters der Augenoptiker wurden rund achtzig seiner Berufskollegen angesprochen. Es galt festzustellen, welcher Person eine Brille mit den Werten: L – 1,0 = cyl. + 2,0 A 115° verordnet worden war. Das bedeutete eine Sisyphusarbeit. Tag und Nacht wälzten die Optiker mit ihren Angehörigen ihre Karteien. Man mußte Jahre zurückgehen. Aber einer fand doch den Namen. Die Brille mit den gleichen Dioptrienwerten war vor sechs Jahren für eine Frau Limbach angefertigt worden. Und Erna Limbach war die Mutter von Heinz Limbach, jenem hilfsbereiten jungen Mann, der etwas von Radios und Lampen verstand...

☆

War nun Heinz Limbach tatsächlich der Mörder? Für die Stunden der Tat besaß er ein Alibi. Aber wie kam dann das Brillenglas seiner Mutter in die Wohnung der Frau Braun? Hatte er es verloren, als er damals in der Wohnung war, um nach der Nachttischlampe zu sehen? Wohl kaum. Aber möglich ist beinahe alles.

Konnte man es ihm überhaupt zutrauen, eine alte, hilflose Frau ermordet zu haben? Auf Anhieb wohl kaum. Als man ihn jedoch näher unter die Lupe nahm, stellte sich mancherlei Negatives heraus.

Bereits die Schule schwänzte er. Öfter konnte er auch nicht versetzt werden. Die Ehe seiner Eltern war schlecht. Sie wurde geschieden, als Heinz in die Lehre kam. Der Meister hatte sehr lange Geduld. Schließlich warf er den Faulpelz hinaus. Nun wurde Heinz Limbach alles und nichts. Wenige Tage abeitete er – und trieb sich wochenlang herum. Seine Mutter deckte alles. Sie liebte ihn. Zumindest nannte sie es so. Sie brachte ihm das Frühstück ans Bett und putzte ihm die Schuhe. Die Schwester lieh ihm öfter Geld und sah es nie wieder. Er stahl ein Motorrad, dressierte es auf Krawall – die Mutter brachte es dem Eigentümer zurück und zahlte ein Schweigegeld.

In der Familie geschah alles, was den Sohn Heinz betraf, heimlich. Kaum etwas drang an die Umwelt. Keiner im Hause ahnte, was dieser Limbach in Wirklichkeit für ein Früchtchen war. Da trat Karin in sein Leben. Noch einmal bestand die Chance für ihn, ein neuer Mensch zu werden. Doch alles blieb beim alten. Nun bestahl er auch noch seine Kollegen und fälschte eine Bescheinigung der Sozialversicherung. Karin bekam ein Kind von ihm. Auch die Geburt dieses Mädchens bewegte ihn nicht zur Umkehr. Heinz Limbach war ein Einzelgänger. Er besaß keinen Freund und schloß sich aus jeder Gemeinschaft aus. Die meisten Stunden seines Nichtstuns füllte er mit Lesen aus. Immer und immer wieder las er die gleichen Bücher. Es waren zwei Reisekoffer voll, die unter seinem Bett standen. Keinem verriet er, wie er dazu gekommen war. Es waren Comics und Reißer der übelsten Sorte...

☆

Heinz Limbach leugnete lange, die Tat begangen zu haben. Erst als ihm Hauptmann Runge wie unabsichtlich das Brillenglas zuschob, weiteten sich seine Augen. „Okay", sagte er schließlich im Jargon seiner Gangsterhelden, „ich habe verspielt..."

In seinem Geständnis heißt es: „Ich brauchte wieder einmal dringend Geld. Am Zahltag kam Karin mit der kleinen Pamela und wollte das Geld für den Kinderwagen holen, das ich ihr schon längst zugesagt hatte. Sie ahnte ja nicht, daß ich überhaupt nicht arbeitete. Auch meine Mutter und meine Schwester hatten es ihr nicht verraten, weil sie sich schämten. An jenem Abend hatte ich außerdem noch heftige Zahnschmerzen und legte mich, nachdem ich zwei Schlaftabletten genommen hatte, aufs Bett. Hier fiel mir plötzlich Frau Mertin ein. Ich hatte sie in der ‚Parkschänke' kennengelernt und ihr Radio repariert. Als sie mir damals die drei Mark für meine Arbeit gab, sah ich, daß in dem Kästchen zwei oder drei Fünfzigmarkscheine lagen. Die könnte ich jetzt gut gebrauchen, überlegte ich. Ich schlich mich aus der Wohnung und trank in der ‚Parkschänke' einen Weinbrand. Dann bog ich um die Ecke und ging auf das Haus zu, in dem Frau Mertin wohnt. In diesem Augenblick trat sie aus der

(Fortsetzung auf Seite 64)



GESTEUERT DURCH „Geisterhand"

Von Dr. Karl Heinz Hemming
Vorsitzender des Arbeitsausschusses Kybernetik
beim Bezirksvorstand der Kammer der Technik Berlin

Wohl jeder von uns hat schon im Film, gleichsam „in der Bugkanzel sitzend", den Start eines Langstreckenflugzeuges miterlebt. Der Blick fiel auf eine verwirrende Vielfalt von Geräten, Instrumenten und Schaltern; Zeiger pendelten hin und her; Lämpchen flammten auf und verloschen wieder. Und inmitten dieser elektronischen Wunderwelt, mit überlegener Sicherheit an Hebeln und Knöpfen hantierend: der Flugzeugführer. Man hörte die Triebwerke aufheulen, spürte geradezu das Flugzeug auf der Piste dahinschießen, sah es sich vom Boden abheben und schließlich durch die Wolken emporsteigen. Ja und dann, in vielleicht 8000 oder 9000 Meter Höhe, geschah das erstaunlichste: Der Flugzeugführer nahm ebenso wie der Co-Pilot die Hände von der Steuersäule, lehnte sich bequem in seinen Sitz zurück und begann ein Gespräch mit den anderen Besatzungsmitgliedern.

Aha, er hat den Autopiloten eingeschaltet, mögen sich da die meisten Zuschauer gesagt haben, und in vielen von ihnen wurde wohl auch das Interesse wach, zu erfahren, wie eine solche Selbststeueranlage funktioniert.

Nun könnte man vielleicht denken, es genüge, einfach die Steuersäule in einer bestimmten Lage zu befestigen, um die einmal eingeschlagene Richtung beizubehalten. Doch der Wind, Böen und „Luftlöcher" würden das Flugzeug sehr schnell von seinem Kurs abbringen und auch seine Flughöhe verändern. Übrigens war ja auch in verschiedenen Filmen deutlich zu sehen, wie sich die Steuersäule auch weiterhin bewegte, als würde sie von unsichtbarer Hand geführt.

Es kann also nur eine Maschine sein, die hier dem Menschen die Arbeit abnimmt, eine kybernetische Maschine, die in der Lage ist, auf alle Kursabweichungen selbsttätig zu reagieren. In diesem Fall ist allerdings der Hauptbestandteil der Anlage kein Analogrechner wie bei der Synchronflak (AR 7/64 „Roboter im Gefecht"), sondern ein Kreiselsystem.

Wer als Halbwüchsiger schon einmal, auf dem Handwagen sitzend, eine steil abfallende kurvenreiche Straße hinabgefahren ist, der kann sich denken weshalb. Schnellaufende Räder (der Kreisel ist ja ein sehr schnell rotierendes Schwungrad) haben nämlich das Bestreben, die einmal eingenommene Lage beizubehalten. Je größer das Tempo des Wagens, desto schwerer fällt es, die Deichsel zu bewegen, und nicht sel-

Kardanische Aufhängung eines Kreisels:



a) in Normallage;



b) seitlich verkantet.

ten endete ein solches Abenteuer im Straßengraben.

Was sich jedoch in diesem Falle verhängnisvoll auswirkt, das erweist sich beispielsweise in der Navigation als sehr nützlich. Hängt man nämlich einen Kreisel kardanisch in einem Gehäuse auf (siehe Abbildung), so wird er bei entsprechend hoher Umdrehungszahl eine ganz bestimmte Lage zum Endmittelpunkt einnehmen. Die beispielsweise waagerecht liegende Kreiselachse zeigt dann immer in die Nord-Süd-Richtung, auch wenn das Kreiselgehäuse gekippt oder gedreht wird. Diese „Beharrlichkeit" macht sich die Schiffahrt schon seit geraumer Zeit in Gestalt des Kreiselkompasses nutzbar. Das Kreiselgehäuse ist fest mit dem Schiff verbunden und macht alle seine Bewegungen mit, während der Kreisel stets seine Lage beibehält und dadurch die eventuelle Kursabweichung anzeigt.

Dieses Prinzip wurde auch zur Voraussetzung für die Konstruktion „kybernetischer Piloten". Allerdings braucht man für die Ausstattung eines Flugzeuges zwei Kreiselsysteme, denn es bewegt sich ja nicht nur wie ein Schiff in der Ebene, sondern dreidimensional – auch nach oben und nach unten.

Diese Kreiselsysteme sind über elektronische Geräte mit den Steuerorganen verbunden. Vereinfacht dargestellt: Wird das Flugzeug, beispielsweise durch eine Bö von seinem Kurs nach links abgetrieben, so schlägt der Kreisel scheinbar nach rechts aus. Scheinbar deshalb, weil er ja in Wirklichkeit seine Richtung beibehält, und nur das Flugzeug samt fest installiertem Kreiselgehäuse nach links „ausschlägt". Diese Abweichung wird von der Elektronik aufgenommen, verarbeitet und als entsprechend starker Stromfluß an einen Elektromotor weitergeleitet. Daraufhin schlägt das Seitenleitwerk nach rechts aus, bis Flugrichtung und festgelegter Kurs wieder übereinstimmen.

Die Kreisel werden im allgemeinen pneumatisch angetrieben; durch einen Luftstrom, der auf kleine, an dem Schwungrad befindliche Schaufeln drückt. Bei Kursabweichungen wird ein Teil der Luft auf eine empfindliche Membran gelenkt, die den Steuervorgang auslöst.

Natürlich ist auch ein elektrischer Antrieb möglich. Die Abweichung kann dann über zwei Regelwiderstände angezeigt werden (siehe Abbildung). Die Schaltung entspricht einer Wheatstoneschen Meßbrücke. Stimmt der Kurs, so fließt kein Strom zwischen den Gleitkontakten des Kreisels. Bei Abweichungen verschieben sich jedoch diese Kontakte auf den Widerständen, und es fließt ein Querstrom – umso stärker, je größer die Abweichung ist. Dabei hängt gleichzeitig die Richtung des Stromflusses von der Richtung des Ausschlages ab. Je nach Stärke und Richtung dieses Stromes schlägt dann im Endeffekt das Leitwerk, mehr oder weniger stark, nach dieser oder jener Seite aus.

So nehmen also auch in diesem Falle kybernetische Geräte dem Menschen formal-logische und reflektorische Steuerungsprozesse ab. Schnell und exakt führt der Autopilot, den Befehlen des Flugzeugführers gehorchend, komplizierte Manöver aus – ein dienstbarer Geist unseres modernen, technischen Zeitalters.

Elektrisches Registrieren einer Richtungsänderung durch ein Kreiselsystem:

a) kein Querstrom;

b) Querstrom bei Rechtsabweichung;

c) Querstrom bei Linksabweichung.

Zeichnungen: Richard Dabers

STEINE DES *Anstoßes*

AUFGESPURT VON MAJOR W. SEIFFERT

„Scholz ist ein ‚Durchreißer', im guten Sinne des Wortes, er lebt für seinen Grenzabschnitt, ist entschlußfreudig und rastlos." So urteilt man im Stab.
Der Stand seiner Kompanie? „Im Wettbewerb das Schlußlicht — im vergangenen Jahr führend."
Wie geht das zusammen? Fragen wir ihn selbst.



Der Tagesablaufplan des Kompaniechefs einer Grenzkompanie unterliegt besonderen Gesetzen. Manch Unverhofftes macht ihn zunichte.
Der Plan Hauptmann Scholz' zeigt sich uns an diesem Maientag in Stichpunkten so:
6-8 Uhr: Kontrolle und Auswertung eines Gefechtsalarmes im 1. Zug.

8—9 Uhr: Auswertung des Grenzdienstes der letzten 12 Stunden. Beratung mit den Zug- und Gruppenführern über den beweglicheren Einsatz der Kräfte und Mittel.
9—9.30 Uhr: Unterhaltung mit dem Gefreiten Wolf, den Wohnungssorgen drücken.

9.30—10 Uhr: Gespräch mit dem Postenführer Flemming über einen Vorschlag zur besseren Sicherung der Staatsgrenze, der schnellstens geprüft werden muß.
10.30—14 Uhr: Kontrollgang im Grenzabschnitt.

14—15 Uhr: Beratung mit Grenztruppenhelfern.

15.30 Uhr: Mahnende Worte an Gaststättenleiter B., der bestimmten Jugendlichen mehr Alkohol ausschenkt, als sie vertragen können.

16—18 Uhr: Längst fällige Besprechung mit Klubrat und FDJ-Leitung: Unser geistig-kulturelles Klima — was hindert uns, wie kommen wir weiter?

19.30 Uhr: Teilnahme an einer Hausversammlung. Möglichst vor Mitternacht zu Hause sein. Elkes Roller reparieren, schon sechsmal versprochen!

Bis um 10 Uhr war alles glatt gegangen, der Tag lief gut an. Auf der Fahrt zum Führungspunkt kam dann alles ganz anders: An der Tür eines Hauses eine weinende Frau. „Herr Hauptmann, meine Kohlen, Sie müssen mir helfen." Frau Behrend hatte ihren Haushaltstag genommen. Der Kohlenhändler war vorgefahren und hatte verkehrswidrig gehalten. Es gab Streit mit der Verkehrspolizei und zum Schluß einen Stempel. „Ich werde meine Kohlen auch woanders los." Der Händler gab Gas und überließ die Frau ihrem Kummer.
„Und Ihr Mann, Frau Behrend, wo steckt denn Ihr Mann?" — „Er ist im Kriege gefallen", schluchzt die Witwe verzweifelt.
Kontrollgang oder Kohlenhändler? Scholz drängt seinen Fahrer: „Worauf warten Sie noch?"
Der Händler und der Hauptmann streiten verbissen. Nach Stundenfrist sind die Kohlen im Keller. Je Kohle ein Fluch — Frau Behrend ist glücklich.
Gegen 12 Uhr erreicht der Kompaniechef den Führungspunkt. Dort erwartet ihn ein



Befehl seines Regimentskommandeurs: „Führen Sie Ihre Kompanie bis auf Abruf an der Grenze — weitere Weisungen folgen . . .

Spät am Abend dieses Tages lernen wir ihn kennen.

„Gespräch mit dem Kompaniechef einer Grenzkompanie, wie er seiner Verantwortung bei der Entwicklung eines regen geistig-kulturellen Lebens gerecht wird" — so lautet unser Auftrag.

Nun sitzt er uns gegenüber. Die Begrüßung war freundlich, doch es läßt sich nicht verbergen: Nur ungern lösen sich seine Augen von jenem sorgfältig linierten Blatt Papier, das viele bunte Quadrate bedecken, die uns ein Geheimnis sind.

„Eines der wichtigsten Dokumente", eröffnet der Hauptmann die Unterhaltung. „Der Plan über Dienst, Freizeit und Urlaub. Freizeit und Urlaub kleingeschrieben", ergänzt er lächelnd. Doch dieses Lächeln wirkt gequält. Unser Gegenüber ist müde.

„Kommen wir zur Sache", ergänzt er rasch, unsere Verlegenheit ahnend. „An Schlaf ist sowieso nicht zu denken. Sie kommen wegen der Kultur und wegen des Schlußlichts, der Stab hat mich verständigt, fragen Sie nur."

Die Sprache des Hauptmanns ist nicht die des Umweges oder der Diplomatie. Seine Worte sind konkret und beschönigen nichts. Er übergab im Dezember eine Kompanie, die im Wettbewerb führte. Von Januar bis Anfang April bemühte er sich auf einer Volkshochschule einen Teil dessen nachzuholen, was ihm 15jähriger Grenzdienst versagte. Er plagte sich mit Mathematik, Physik und anderen Fächern. Im April übernahm er wieder seine Kompanie, und da war sie das Schlußlicht. Es gab einige Vorkommnisse, und die wogen schwer. — Ein Versagen seiner Stellvertreter?



„Wenn's in drei Monaten bergab geht, war schon vorher was faul. Das ist die Quittung für Mängel in der Leitungstätigkeit, für Ein-Mann-Arbeit und ungenügende Menschenführung. Daran ist nichts zu deuteln, heute ist mir das klar. Was gestern genügte, reicht eben jetzt nicht mehr aus."

Kurz, exakt, thesenartig formuliert der Kompaniechef. Nichts ist zurechtgelegt. Was er sagt, kommt vom Herzen.

„Über den Wert der Kultur", ergänzt der Hauptmann dann sinnend, „bedarf's im Grunde nicht vieler Worte. Die kulturell Interessierten sind unsere besten Soldaten. Alle einbeziehen — darauf kommt's jetzt an."

„Ein richtiger Gedanke", stimmen wir ihm zu. „Doch was sagen die Soldaten?"

„Vor etwa einem Monat überraschte mich der Gefreite Wolf mit einer Idee: ‚Ermitteln wir den Mathematik-Professor! Was halten Sie davon?' Das paßt in die Anordnung 28, mathematisch-naturwissenschaftliche Zirkeltätigkeit, ging es mir durch den Kopf. Eine Initiative von unten, sieh einer an! Auch der FDJ-Sekretär, der Gefreite Schlott, machte sich bemerkbar: ‚Mit einer Mathematik-Olympiade, da liegen wir richtig, bloß die Massen werden sagen, nach Dienst auch noch büffeln? Wo bleibt der materielle Anreiz? Belobigung mit einem Blick in die Sonne reicht da nicht aus.' Ich ließ mich nicht lumpen, die Sache war es mir wert: Für den ‚Professor' einen Tag Sonderurlaub, zweiter und dritter Platz: Bücher.

Die Beteiligung war für den Anfang ganz gut. Nicht alle haben jede Aufgabe gelöst, aber die Gesamtrechnung ging auf: Es wurde getüftelt, und auch andere Wünsche wurden hier und da laut. Mein neuer Politstellvertreter und ich spitzten die Ohren. Wir bekamen einiges zu hören, was wir teilweise nicht wußten oder in seiner Wirkung nicht ernst genug genommen hatten. Wollen Sie es schnell noch notieren? Ich muß auf Kontrollgang."

„Erzählen Sie's uns noch, doch möglichst wortwörtlich."

„Manches läßt sich nicht so drucken, doch die Soldaten



meinen es ehrlich, sie sagen die Wahrheit und darauf kommt's mir an."

Der Hauptmann ist aufgestanden, er wirkt voller Spannkraft.

„Argument Nummer 1: ‚Die Regimentsbibliothek ist einen Dreck wert, solange sie dicht ist. Die Bibliothekarin ist seit drei Wochen krank, und wir dürfen verblöden.'

Argument Nummer 2: ‚Man spricht viel von FDJ-Arbeit und daß jeder gebraucht wird. Mehrere Genossen, die im vergangenen Jahr im Ausbildungsregiment in die FDJ aufgenommen wurden und auch das Geld bezahlt hatten, warten bis heut noch immer auf ihre Dokumente.'

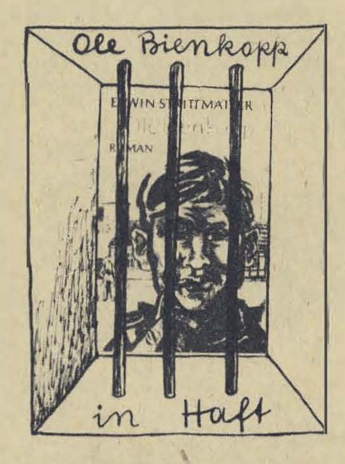
Argument Nummer 3: ‚Geistig-kulturelles Leben – schön und gut. Unser Kompanie-Brecht, der Gefreite Schepeler, hat ein Gedicht gemacht, das einem Offizier in der Brigade offenbar nicht ganz schmeckt. Warum spricht er sich nicht offen mit ihm und uns darüber aus? Uns gefällt das Gedicht. So was kann man doch klären.'

Und schließlich eine Frage: ‚Einige von uns haben Interesse an einem Fotozirkel. Gibt's im Regiment dafür keine Mittel?'

Wir haben uns das alles angehört", schließt der Hauptmann erregt. „Und wir werden das ändern, eher kommen wir nicht vorwärts. Doch nicht alles hängt allein von uns ab. Einige Wege führen nach oben."

„Die nehmen wir Ihnen ab, Genosse Scholz. Ihnen und der Kompanie eine ruhige Nacht."

Tags darauf hat der geistige Notstand ein Ende, zumindest was das „Argument Nummer



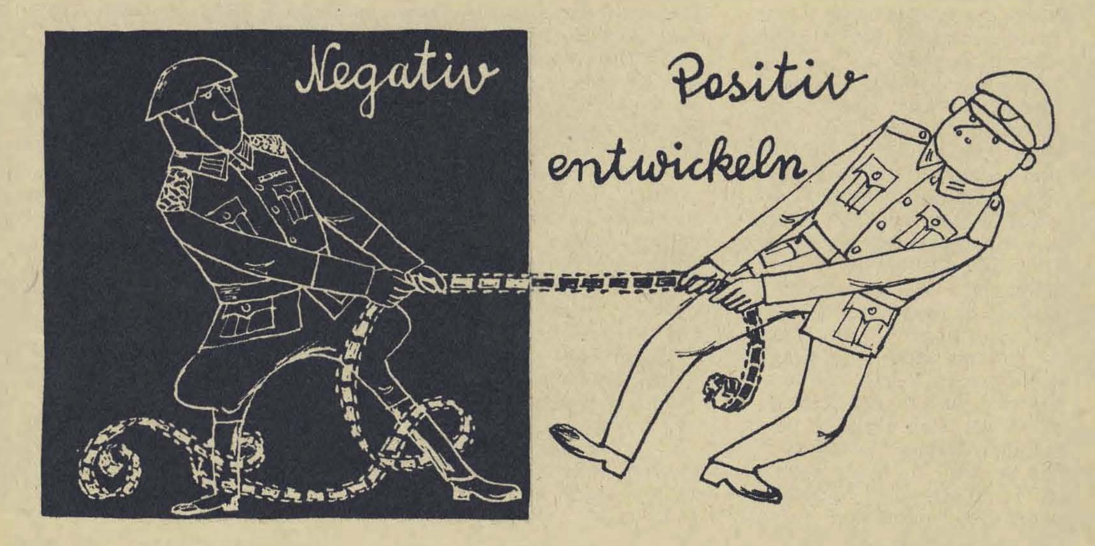
1" betrifft. Die Regimentsbibliothek ist wieder geöffnet, zwei Soldaten bieten an, was lange entbehrt werden mußte. Ole Bienkopp wird aus der Haft entlassen. Wer ein Einsehen mit ihm hatte, war Hauptmann Lehmann, der Leiter der Politabteilung des Truppenteils. Doch Ole wird fragen: Warum, Parteifunktionär, hat's solange gedauert? Mußte es überhaupt so weit kommen? Schämst du dich nicht?

Ein Mann wie Hauptmann Lehmann hat für vieles zu sorgen, und zu seiner Ehre sei gesagt, daß er sich nach Kräften bemüht. Aber er gesteht selbst: „Oft fehlt die Kollektivität der Führung, die uns vor Oberflächlichkeit und Routine bewahrt."

Wir haben allen Grund, ihn in dieser Einsicht zu bestärken, denn, so sagte uns sein Mitarbeiter, Major Bahr, sehr selbstkritisch: „Wie die Entwicklung des geistig-kulturellen Lebens unter den Bedingungen des Grenzdienstes in den Kompanien praktisch verwirklicht werden kann und was das von uns fordert, wurde von uns nicht bis zu Ende durchdacht."

„Nach welchen Gesichtspunkten arbeitet dann die Kommission, die laut Anordnung 28 am Ende des ersten Ausbildungshalbjahres den Stand des geistig-kulturellen Lebens in den Kompanien einzuschätzen hat?"

„Eine Kommission?" – Hauptmann Lehmann ist verlegen. Er glaubte, die Anordnung, die seit Februar eine wichtige Grundlage seiner Arbeit ist, bestens zu kennen. So kann man sich irren. Nun wird's aber Zeit!



Bleibt die Frage der Fotoliebhaber, die wir Hauptmann Lehmann noch stellen müssen: „Gibt es im Regiment dafür keine Mittel?"
„Wir brauchen keine Mittel, zwei komplette Ausrüstungen sind vorhanden."
„Für dienstliche Zwecke?"
„Nein, für die Kultur; sie wurden bisher jedoch dienstlich genutzt. Es scheiterte immer an einem geeigneten Raum."
Wo ein Wille ist, da ist auch ein Raum, wollen wir dem Hauptmann erwidern. Doch er kommt uns zuvor: „Ich habe da eine Idee — wir werden das ändern."

Hinter „Argument Nummer 2" verbirgt sich eine Geschichte von besonderer Tragik, die streckenweise nicht der Komik entbehrt.

Wir trauen es Hauptmann Scholz zu, ein Dutzend Kohlenhändler zu bändigen, die fehlenden FDJ-Dokumente aber wird er nicht zu beschaffen vermögen. Sie sind vom Grenzausbildungsregiment zur Kompanie — beide trennen etwa 30 km Luftlinie voneinander — „auf der Strecke geblieben".

Was Unteroffizier Spielberg anläßlich seiner Parteiaufnahme am 2. März dieses Jahres Major Bahr zu berichten wußte, ist von besonderer Güte:
„Im Mai 1963 stellte ich in der 6. Kompanie des Ausbildungsregimentes einen FDJ-Aufnahmeantrag und entrichtete die Gebühr von 50 Pfennig. Ich erhielt keine Antwort und auch kein Dokument. Im Juli schrieb ich als Teilnehmer eines Unteroffizierslehrganges im gleichen Truppenteil erneut einen Antrag und bezahlte noch einmal die gleiche Summe. Ich wartete geduldig bis zum Monat August. Da sagte mir der FDJ-Sekretär, daß die Aufnahmegebühr jetzt eine Mark betrage und ich fünfzig Pfennig nachzahlen müsse. Ich zahlte fünfzig Pfennig und wartete bis September. Es tat sich nichts, und mir platzte der Kragen. Ich verlangte meine Mark und zog die beschlossene Aufnahme zurück."

Major Bahr unternahm, was getan werden mußte. Er sandte am 3. März ein Schreiben an die Brigade. Dort erhielt es Hauptmann Harndt, der sich Ende April ins Ausbildungsregiment bemühte. Ein bißchen spät, wie uns scheint. Doch was schlimmer ist — leider auch umsonst. Denn an bezahlten Dokumenten fehlte es im Revier. Und den das schmerzen müßte, das ist der Org.-Instrukteur, ein Hauptmann namens Siewers, der von alledem nichts weiß.

Da werden Unteroffizier Spielberg, der Gefreite Flemming und andere Soldaten der 4. Kompanie wohl doch noch eine Mark zu Markte tragen müssen, wenn sie in den Millionenverband hineinkommen wollen.

Den Abschlußkommentar zu „Argument Nummer 2" liefert uns der Leiter der Politabteilung der Grenzbrigade: „Das ist der Sauladen im Ausbildungsregiment."



Illustrationen: Paul Klimpke

Klären wir noch „Argument Nummer 3".
Im Spind des Gefreiten Schepeler lagern viele Gedichte: über die Liebe und über den Aufbau. Aber von allen, die er im vergangenen Jahr schrieb, ist dieses sein liebstes:

Bekenntnis eines Grenzsoldaten

In meinem Wesen liegt es nicht, zu töten.
In meinem Sinne nicht, im Krieg zu sterben.
Die Blumen auf den saft'gen Wiesen
mag niemals Menschenblut mehr färben.

Die Waffe trag ich lieber auf der Schulter,
als daß ich sie auf Menschen richte
und jemand, den ich gar nicht kenne,
verstümmle oder gar vernichte.

In meinem Wesen liegt es nicht, zu töten.
In meinem Sinne nicht, im Krieg zu sterben.
Ich würde meinen Kindern gerne
ganz Deutschland und vereint vererben.

Das neue Deutschland wünschen wir uns friedlich,
dem alle Völker auch vertrauen.
Und weil wir keinen Krieg mehr wollen,
mußten wir den Schutzwall bauen.

In meinem Wesen liegt es nicht, zu töten.
In meinem Sinne nicht, im Krieg zu sterben.
Wir steh'n auf Wacht, damit nie wieder
das hart Erkämpfte fällt in Scherben.

Den Schutzwall würd' ich lieber niederreißen.
Doch er muß noch so lange stehen,
bis Herren wie Maria Globke,
Pferdmenges, Flick und Speidel gehen.

In meinem Wesen liegt es nicht, zu töten.
In meinem Sinne nicht, im Krieg zu sterben.
Doch wenn ich schieße und auch töte,
geschieht's zum Nutzen unsrer Erben.





Wir meinen, der Gefreite hat nachgedacht, und was er bekennt, ist ehrlich und richtig. Und er sagt das nicht nur, er versieht nach dem Urteil seiner Vorgesetzten an der Staatsgrenze einen vorbildlichen Dienst. Der Kulturoffizier der Brigade, den wir um sein Urteil bitten, antwortet uns: „Schepeler sagt nicht klar, was er eigentlich will. Außerdem würde ich, um Mißverständnissen vorzubeugen, die wiederkehrenden ersten beiden Zeilen anders formulieren."

Da haben wir ein Problem des ersehnten geistigen Lebens! Warum packt Major Jung die Gelegenheit nicht beim Schopf? Mehr noch: Das Gedicht wurde im September 1963 anläßlich eines Kulturwettstreites der Brigade vorgetragen. Die „Zwischeneinschätzung" der Jury, der auch Genosse Jung angehörte, erwähnt das Gedicht mit einem einzigen Satz: „Rezitation ‚Bekenntnis eines Grenzsoldaten' nicht nur mimisch vortragen."

Diese sinnige Bemerkung verstehe wer kann.

Vielleicht erfahren wir mehr in der „Endeinschätzung" der Jury? Üben wir Geduld – noch liegt sie nicht vor.



Resümieren wir: Die Kompanie ist das Zentrum des geistig-kulturellen Lebens, oder genauer gesagt, sie soll es sein. Die Kompanie Hauptmann Scholz' ist erst auf dem Wege dahin. Manch einer, dem wir begegnet sind, ist zu einem Stein des Anstoßes geworden. Es steht ihm zu, Wegbereiter zu sein.

Mein Vater ist ein Mörder!

(Fortsetzung von Seite 56)

Haustür. Sie sah mich nicht. Ich beobachtete, wie sie in die ‚Parkschänke' ging. In dieser Sekunde stand mein Plan fest. Leise ging ich in mein Zimmer zurück und holte mir dort, was ich brauchte: einen Sperrhaken, einen Meißel, lange Socken, Handschuhe und aus dem Kasten der Vorsaalgarderobe die Brille meiner Mutter. Mit dieser Brille wollte ich mich tarnen, falls mir jemand im Treppenhaus der Frau Mertin begegnen würde. Dort zog ich auch die Strümpfe über die Schuhe, um möglichst geräuschlos zu gehen. Die Handschuhe brauchte ich, um keine Fingerabdrücke zu hinterlassen. Mit dem Sperrhaken öffnete ich die Wohnungstür und wollte gerade das Zimmer von Frau Mertin betreten, als Frau Braun aus der Küche kam. Sie erkannte mich nicht gleich. Ich erklärte ihr, daß ich beauftragt sei, nochmals nach dem Radio zu sehen. Das glaubte sie nicht und wies mich aus der Wohnung. Ich blieb. Sie versuchte, mich hinauszudrängen. Ich stieß sie zurück. Da rief sie um Hilfe. Ich hielt ihr den Mund zu. Sie hatte mehr Kraft als ich glaubte. Wieder versuchte sie zu schreien – da schlug ich mit dem Meißel zu. Sie wehrte sich weiter. Nun blieb mir nichts übrig, als ihr so lange auf den Kopf zu schlagen, bis sie zu Boden fiel. Da ich glaubte, bei ihr mehr Geld zu finden als bei Frau Mertin, öffnete ich ihren Sekretär. Dort fand ich eine Brieftasche und eine Geldbörse. Bevor ich weitersuchen konnte, hörte ich Stimmen auf der Treppe. Da packte mich die Angst. Sobald es wieder still war, floh ich. Die Handschuhe und Strümpfe, die mit Blut bespritzt waren, warf ich in einen Straßengully. Zu Hause hatte keiner mein Weggehen bemerkt. In der Brieftasche befanden sich 58 Mark. Das Portemonnaie enthielt nur wenige Pfennigstücke . . ."

☆

Heinz Limbach glaubte, einen perfekten Mord begangen zu haben. Alles war raffiniert ausgeklügelt. Die Comics als Lehrmeister hatten ihre Pflicht getan. Doch die Brille, mit der er sich tarnen wollte, wurde zum Verräter. Erst zu Hause merkte er, daß er bei dem Handgemenge ein Brillenglas verloren hatte. Er legte kaum Wert darauf. Wie konnte er auch ahnen, daß es der VP (K) letztlich doch möglich war, aus einem geschliffenen Glas den Täter zu ermitteln . . .

☆

Das Bezirksgericht verurteilte ihn wegen Raubmordes zu lebenslangem Zuchthaus. Heute ist Heinz Limbach zwanzig Jahre alt. Er hat ein Kind. Nie kann er ihm ein Vater sein. Und wenn die Anklage dieses Kindes auch stumm ist, so wird sie doch immer unüberhörbar lauten: Mein Vater ist ein Mörder!

(Die Personennanmen wurden frei erfunden. Eventuelle Ähnlichkeiten sind rein zufällig.)

Das FOTO für Sie

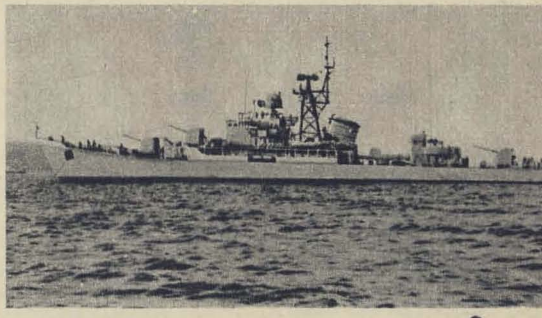
Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18x24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1



2



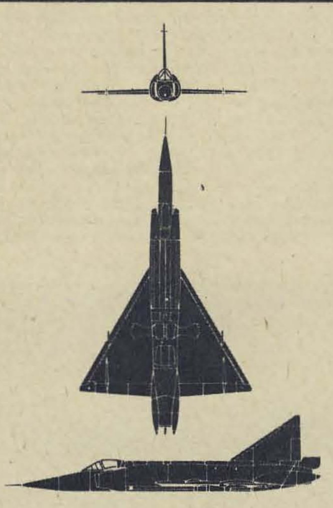
3

Das FOTO für Sie 8/1964	BILD 1	BILD 2	BILD 3

ARMEE-RUNDSCHAU 8/1964

TYPENBLATT

NATO-FLUGZEUGE ABFANGJÄGER





Convair F-102 A (USA)

Taktisch-technische Daten:

Länge	20,83 m
Spannweite	11,62 m
Höhe	6,46 m
Höchstgeschwindigkeit	1 328 km/h in 11 000 m Höhe
Dienstgipfelhöhe	16 500 m
Aktionsradius	440 km
Bewaffnung	6 Lenkgeschosse „Falcon" und 24 ungelenkte Raketen
Besatzung	1 Mann

Die Convair F-102 A „Delta Dagger" ist ein Allwetter-Abfangjäger, dessen Prototyp 1953 erstmals flog. Seine Versionen sind: TF-102 A, zweisitziger Einsatztrainer; F-106 A einsitzige Weiterentwicklung (erst F-102 B); F-106 B, zweisitziger Allwetterjäger.

ARMEE-RUNDSCHAU 8/1964

TYPENBLATT

NATO-WAFFEN SCHUTZENWAFFEN



Schnellfeuergewehr G 1 (FN) (Belgien)

Taktisch-technische Daten:

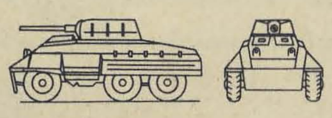
Masse (gesamt ohne Magazin)	4,5 kg
Magazin (leer Stahl)	0,25 kg
Magazin (leer Leichtmet.)	0,11 kg
Patrone	24 g
Magazininhalt	20 Schuß
Kaliber	7,62 mm
Länge (gesamt) mit Feuerdämpfer	1133 mm
ohne Feuerdämpfer	1053 mm
max. Schußentfernung	3800 m
günstigste Schußentfernung mit Zweibein	300 . . . 600 m
ohne Zweibein	bis 600 m
Feuergeschwindigkeit	50—60 Schuß/min.

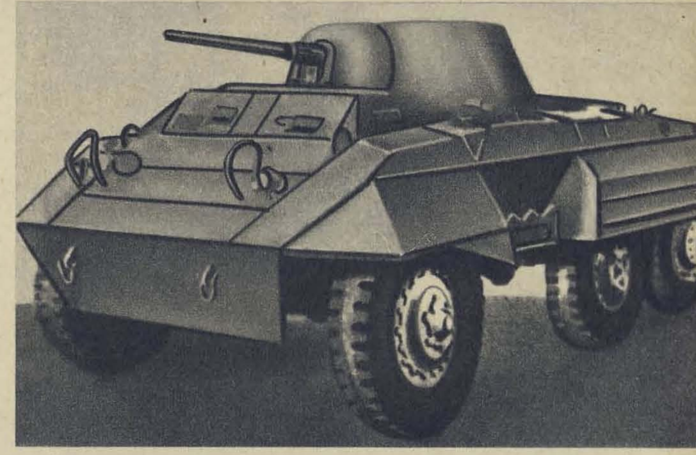
Das Gewehr G 1 gehört zur Standardbewaffnung der Schützeneinheiten der Bundeswehr und der belgischen Armee. In der britischen Armee wird es mit geringen Abweichungen als FN-30 geführt. Weitere Einsatzländer sind Kanada, Israel und Australien.

ARMEE-RUNDSCHAU 8/1964

TYPENBLATT

NATO-FAHRZEUGE PANZERSPÄHWAGEN





Panzerspähwagen M 8 (USA)

Taktisch-technische Daten:

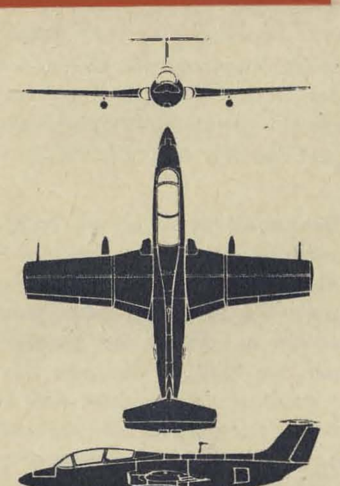
Masse	7,5 t
Länge	5,0 m
Breite	2,5 m
Höhe	1,9 m
Bodenfreiheit	290 mm
Höchstgeschwindigkeit	90 km/h
Fahrbereich	400 ... 500 km
Bewaffnung	37-mm-Kanone; 1 Fla-MG 12,7 mm; 1 MG 7,62 mm
Besatzung	4 Mann

Der M 8 wird hauptsächlich in den Aufklärungsabteilungen der amerikanischen Armee sowie in verschiedenen NATO-Armeen verwendet. Das Fahrzeug ist schnell, gepanzert (Bug 13 ... 20 mm, Seiten 10 mm, Heck 7 mm, Turm vorn 50 mm) und zu Aufklärungszwecken geeignet. In schwerem Gelände ist es allerdings behindert.

ARMEE-RUNDSCHAU 8/1964

TYPENBLATT

FLUGZEUGE DES SOZIALISTISCHEN LAGERS





Strahltrainer L-29 (ČSSR)

Taktisch-technische Daten:

Flugmasse	3589 kg
Länge	10,8 m
Spannweite	10,3 m
Höchstgeschwindigkeit	680 km/h
Landegeschwindigkeit	145 km/h
Dienstgipfelhöhe	12 100 m
Flugdauer	2,5 h
Besatzung	2 Mann
Triebwerk	1 M-701 mit 870 kp Schub

Der Strahltrainer L-29 ist eine tschechoslowakische Entwicklung. Die fliegerische Grundausbildung, die Fortbildung, Kunstflug, Schießen mit Bordwaffen und Raketen, Bombenwurf, alle diese Formen können mit der L-29 trainiert werden. Von besonderem Vorteil ist es, daß das Flugzeug auf Rasenplätzen starten und landen kann.



Im Kosmos und in der Kaserne

müssen sich Männer rasieren.
Im Handumdrehen erledigt man das
mit dem praktischen Elektrorasierer TR 5,
der sich als Netz- und als aufladbares
Batteriegerät verwenden läßt.
Zwei Einsätze,
für kurzes und langes Haar,
Siebkopf und Scherkamm,
gehen uns um den Bart
und glätten das Kinn.

Elektrisch muß man sich rasieren,
um sauber rasiert zu sein.





IKA ELECTRICA

Soldaten schreiben für Soldaten

Am Tor

Ein Hauptmann kommt und ruft schon von weitem: „Was soll das, Genosse Jouda, schon wieder Wache? Mann, Sie sind ja fast jeden zweiten Tag hier! Mir fällt gerade ein: Habt ihr die Pumpe des Siebenundzwanzigers gestern ausgewechselt?"

„Selbstverständlich! Wir fahren bereits wieder Kohle mit dem Wagen."

„Ja? Das ist fein."

„Gestatten Sie, Genosse Hauptmann, den Ausweis!"

„Ja, warten Sie mal ... Ach, verflixt ... Ich war gestern im Theater ... Herrgott, und da habe ich den Ausweis in der Ausgehuniform gelassen. Da kann man nichts machen, ich muß ihn holen gehen."

Ein Mann in einer Lederjacke kommt angeeilt und will stumm das Tor passieren.

„Was wünschen Sie, Genosse?"

„Wir sind seit gestern hier und arbeiten an der Wasserleitung unterhalb der Garagen, dort, wo ihr den Ärger mit den Rohren habt. Du weißt doch davon, nicht wahr?"

„Hm, ich weiß nichts ... Haben Sie einen Ausweis?"

„Du meinst einen Durchlaßschein? Den hat man uns noch nicht gegeben."

„Tatsächlich nicht?"

„Nein. Der Hauptmann, der eben hier stand, sagte, wir bekämen ihn heute."

„Das ist etwas anderes. Sie können durchgehen!" *Soldat R. Pšenko*

Des Eifersüchtigen Zähmung

Einer wahren Begebenheit nacherzählt

„Genosse Soldat, Sie können nächstes Wochenende nicht in Urlaub fahren, wir haben drei Kranke, und außerdem kommen wir erst Freitagabend vom Schießen zurück!" sagte der Hauptfeldwebel. Rolf wollte aufbegehren, doch das Aber erstarb auf seinen Lippen. Niedergeschlagen setzte er sich auf sein Bett. Na, da brauche ich mich gar nicht mehr bei Gine sehen zu lassen; bis es mal wieder mit Wochenendurlaub klappt, hat sie mich bestimmt vergessen, dachte er resigniert: Ich weiß ja gar nicht, ob sie mich richtig gern hat ...!

Gine ließ den Brief durch die Finger gleiten. Sie las noch einmal ... und es tut mir so leid, daß ich nicht kommen kann. Aber Sie wissen ja — Dienst ist Dienst. Nun werden Sie bei dem bunten Abend des Betriebes allein sein. Aber wahrscheinlich haben Sie gar keine Lust, dort allein hinzugehen? ... Der Brief entfiel ihren Händen. „Nicht hingehen? Nein! Das kommt nicht in Frage! Das ganze Jahr hindurch haben wir alle zusammen gearbeitet, wurden ausgezeichnet, und jetzt soll ich absagen? Wer soll für mich Klavier spielen? Wochenlang habe ich deshalb geübt." Sie gab sich einen Ruck: „Die Brigade lasse ich nicht im Stich. Ich werde hingehen", entschied sie sich.

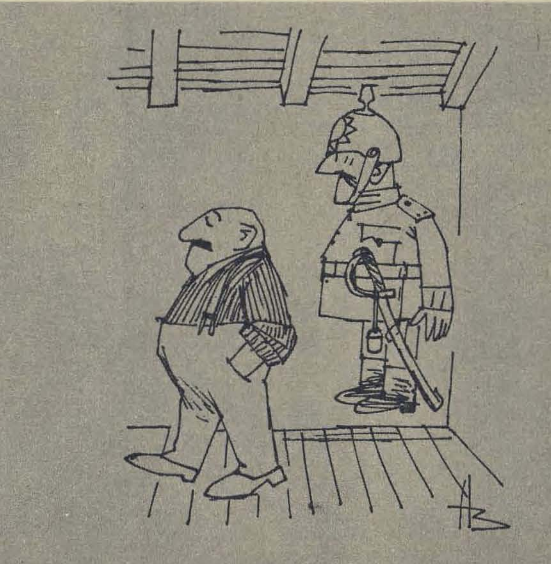
Eine Woche anstrengenden Dienstes lag hinter den Soldaten. „Wegen ausgezeichneter Leistungen beim Übungsschießen erhält der Soldat Rolf Berge einen Tag Sonderurlaub!" verlas der Kommandeur. Rolf errötete. Fast vergaß er, daß er im Glied stand und zum Freitagappell angetreten war. Blitzschnell überlegte er: „Wenn ich deswegen nun vielleicht doch morgen früh fahren darf, bin ich abends bei Gine — gerade rechtzeitig zur Feier — Sonntag früh zurück, abends wieder hier. Lohnt das überhaupt? Egal, ich frage." — „Genosse Hauptmann ...?"

Ram dam dam, ram dam dam ... ‚Kann diese Schneckenbahn nicht schneller fahren', dachte Rolf. Gine wird Augen machen, wenn ich plötzlich vor ihr stehe.

Endlich war er da.

Umziehen, essen, alles erledigte er zugleich. Kauend berichtete er der Mutter. Als er los-

fuhr, dunkelte es schon. Er glaubte in einem Eselgespann zu sitzen, so langsam fuhr der Bus. Endlos kamen ihm die zwölf Kilometer vor. Den Weg zum Kulturhaus legte er im Laufschritt zurück. Von weitem hörte er Tanzmusik. „Aha, der kulturelle Teil ist vorbei, sie tanzen schon", murmelte er vor sich hin.
„Ich werde erst einmal einen Blick von draußen durch das Fenster werfen", sagte er sich, und durch einen Gardinenspalt spähte er in den Tanzsaal. Gine konnte er nicht entdecken. Pause — die Pärchen setzten sich. Rolfs Blick wanderte von Tisch zu Tisch. Seine Augen tasteten wie Scheinwerfer die Menschen ab. Nichts. In ihm jubelte es. Gine war zu Haus geblieben! Die Musik setzte wieder ein. Die Kapelle spielte einen Tango — Gines Lieblingstanz. Die ersten Paare bewegten sich über das Parkett. Da! Rolf zuckte zusammen. Er erstarrte zur Salzsäule. Gine kam am Arm eines schwarzhaarigen Herrn aus dem Nebenraum. „Ich Idiot, im Nebenraum ist die Bar", dachte er verwirrt. Wütend zertrat er die eben angezündete Zigarette. Wie sie tanzten und vertraulich sprachen. Das sah nicht nach einem zufälligen Tanz aus. Seine Hände ballten sich zu Fäusten. Er beschloß, noch ein paar Tänze abzuwarten. Gine tanzte noch einige Male mit dem Schwarzhaarigen. „Das genügt; nun weiß ich alles", dachte er und fühlte sich plötzlich einsam und betrogen. Mit dem nächsten Zug fuhr er zurück.
In der Brigade „Klara Zetkin" gab es am Tag nach dem Fest nur einen Gesprächsstoff: Gines Musikstudium. Auf dem Brigadefest war auch ein Musikdozent eingeladen gewesen. Er hatte ihr Klavierspiel angehört und sie gebeten, am übernächsten Tag zur Aufnahmeprüfung vorzuspielen. Wenn sie die Prüfung bestünde, könnte sie im Herbst studieren, hatte er gesagt. Und nun stand sie strahlend inmitten ihrer Kolleginnen: Sie hatte bestanden!
Am Abend konnte Gine nicht einschlafen. Es quälte sie, daß sie an Rolf noch nicht geschrieben hatte. Dabei war sie ihm so dankbar! Vor mehr als drei Monaten hatten sie sich kennengelernt. Buchstäblich kurz vor seiner Einberufung. Aber an den wenigen Abenden waren sie sich schnell nähergekommen. Er hatte ihr so gut gefallen und ihr immer wieder zugeredet und Mut gemacht, ihr Musiktalent weiter auszubilden. Wie würde er sich freuen.
Am nächsten Morgen jagte sie in aller Frühe die Feder über das Papier. Als sie die zweite Seite beginnen wollte, hielt sie plötzlich inne. Warum sollte sie ihm nicht alles persönlich sagen? Konnte sie nicht am kommenden Sonntag mal schnell hinfahren? Es waren doch n u r 150 Kilometer. Ritsch ratsch, zerriß Gine den Brief. Zack, flog er in den Papierkorb.
„Wen wünschen Sie zu sprechen?" fragte der Posten am Tor. „Soldat Rolf Berge!" antwortete Gine ungeduldig. Der Posten ging in die Wachstube. Gleich wird Rolf vor sie hintreten. Sie war freudig erregt. Minute um Minute verging. Ein fremdes Gesicht tauchte vor ihr auf. „Rolf ist nicht da, er ist zu einem freiwilligen Arbeitseinsatz gefahren. Ich bin sein Bettnachbar", hörte sie den Soldaten sagen. Tapfer un-



terdrückte sie die Tränen. ‚Aus!' dachte sie, ‚alles umsonst', und plötzlich wurde ihr klar, daß Rolf ja auch schon lange nicht mehr geschrieben hatte. ‚Da stimmt etwas nicht!' — „Wann wird er denn mal wieder Wochenendurlaub bekommen?" fragte sie traurig. Der Soldat zuckte mit den Schultern. „Ja, das weiß ich nicht, aber er war doch erst vor acht Tagen zu Hause? Allerdings ist er früher wieder zurückgekommen. Ist denn was passiert?"
Gine durchfuhr es kalt. Aber sie schüttelte nur den Kopf und sagte gepreßt: „Nein, nein, es ist schon gut, auf Wiedersehen." Sie drehte sich um und rannte davon. Kopfschüttelnd sah ihr der Soldat nach.
Am nächsten Tag merkten alle, daß mit Gine etwas los war. Die Freundinnen brauchten nicht lange zu fragen, da brach es aus Gine heraus. „Ich habe ihn so gern", schluchzte sie, und die Tränen rannen ihr über die Wangen. Die Brigadeleiterin legte den Arm um Gines Schulter. „Weißt du was, wenn du ihn wirklich lieb hast, dann geh' zu seiner Mutter und frage sie, was es mit seinem letzten Urlaub auf sich hat. Geh' gleich! Wir machen deine Arbeit mit. Es ist ja nicht weit. Ich sage dem Pförtner Bescheid."

Die Mittagspause war noch nicht zu Ende, als Gine zurückkehrte. Sofort wurde sie von den Kolleginnen umringt und mit Fragen bestürmt, und mehr glücklich als traurig berichtete sie den neugierig Lauschenden, was geschehen war. Aus den Worten von Rolfs Mutter hatte sie die Zusammenhänge erraten. Schließlich war alles heraus, und die Mädchen überlegten, wie ihrer Gine zu helfen sei. Aber die Brigadeleiterin winkte lächelnd ab und sagte: „Ich kenne keine jungen Leute, die sich nicht gefunden haben, wenn sie sich liebten. Das wird sich alles wieder einrenken." Aber Gine blieb skeptisch: „Er ist ein Dickkopf, soweit kenne ich ihn schon, so leicht wird sich das nicht einrenken." — „Aber ich habe eine Idee!" ließ sich plötzlich eines der Mädchen vernehmen, und unter viel Gekicher und Lachen und obwohl Gine errötend davon abriet, wurde dieser Vorschlag angenommen.
Ein paar Tage später erhielt Rolfs Kompaniechef einen Brief. Er war unterschrieben von der Frauenbrigade „Clara Zetkin". Der Chef beriet sich mit dem Zugführer. Dann ließ er Rolf Berge zu sich rufen. „Genosse Berge", sagte er schmunzelnd, „Sie werden für das kommende Wochenende zur Frauenbrigade ‚Clara Zetkin' in X abkommandiert, damit der Arbeitselan einer Angehörigen der Brigade nicht nachläßt. Abtreten!"

Soldat Hans Schmitt

Einberufung

In Stadt und Land ein junger Mann
durchläuft verschied'ne Lebensstufen,
und kommt er an die Zwanzig ran,
dann wird er eben einberufen.

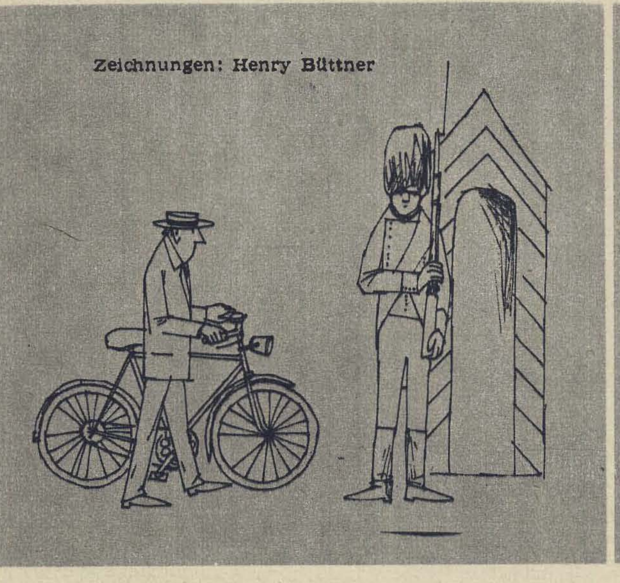
Na tschüß denn, Mutter, tschüß Kollegen,
im Urlaub bin ich wieder ran!
Ihr braucht euch gar nicht aufzuregen,
ich stehe dort schon meinen Mann.

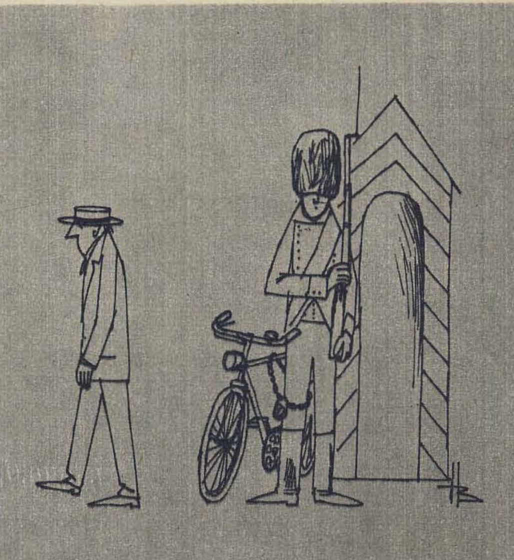
Dann geht er durch das große Tor,
das oft schon seine Neugier weckte
und kommt sich ziemlich komisch vor
im militärischen Objekte.

Und abends schreibt er eine Karte
ans Mädchen, das zu Hause ist.
Sei lieb und gut, schreibt er, und warte!
Und Gruß und Kuß Dein Volksarmist.

Helmut Stöhr

Zeichnungen: Henry Büttner





Olympioniken unter Waffen

Oscar (oben) und Alfred Swahn aus Schweden feierten einst mit 7 Gold-, 4 Silber- und 5 Bronzemedaillen den größten Familienerfolg des olympischen Sportschießens.



Längst ist der alte 500-Yards-Schießstand der einstigen japanischen Militärakademie in Asaka einer modernen 300-m-Schießhalle mit 48 Scheiben gewichen, ergänzt von dem neuerrichteten 50-m-Stand für Kleinkaliberwaffen und der Anlage für die Pistolenschützen. Tokio ist, wie in allen anderen Sportarten, auch im Schießen gut für die bevorstehenden Wettkämpfe der XVIII. Olympischen Sommerspiele gerüstet. Und am 15. Oktober 1964, Punkt neun Uhr, werden hier die besten Schützen aller Kontinente den Kampf um die sechs Gold-, Silber- und Bronzemedaillen aufnehmen ...

Trügen sie fortlaufende Nummern, so wären es in Tokio die Goldmedaillen Nr. 128 bis 133, die bei den Schießwettkämpfen aller Olympischen Spiele moderner Zeitrechnung vergeben werden. Wer wird sie mit nach Hause nehmen? Die Anwartschaft ist groß. Im Organisationsbüro rechnet man mit ähnlichen Zahlen wie 1960 in Rom. Dort gaben sich Schützen aus 59 Nationen ein Stelldichein, womit das Sportschießen hinter der Leichtathletik, in der Athleten aus 76 Nationen an den Start gingen, die größte „Internationalität" aufzuweisen hatte.

Das Sportschießen gehört zu den ältesten olympischen Disziplinen. Mit zwei Ausnahmen, 1904 in St. Louis und 1928 in Amsterdam, stand es bisher auf dem Programm aller Spiele. In seiner stärksten Massierung zur Jahrhundertwende in Paris, als es mit 27 Wettbewerben sogar die Krone Olympias (Leichtathletik) um drei übertraf. Den zweiten Platz in dieser Rangliste halten die Antwerpener Spiele 1920, wo 21 Schießwettkämpfe ausgetragen wurden. W. Lee aus den USA holte sich hier allein fünf Goldmedaillen und eine Silbermedaille und machte sich damit zum erfolgreichsten Schützen einer Olympiade. Außer ihm standen in der nordbelgischen Provinzstadt noch weitere 41 Schießsportler mehrmals auf einer der drei Stufen des Siegerpodestes. Und da sich das bei der heutigen internationalen Leistungsdichte kaum noch einmal wiederholen dürfte, hat dieser Rekord gewiß ewigen Bestand.

Dafür ist der nachstehenden Rangfolge kaum ein solcher Ewigkeitswert zuzusprechen. Es geht in ihr um die Nationenwertung, errechnet aus den Schießwettbewerben aller Spiele seit 1896. Danach stehen — in Klammern die Medaillenzahlen in Gold/Silber/Bronze — die USA mit 163 Punkten (39/16/14) vor Schweden mit 100 Punkten (14/21/16) an der Spitze. Es folgen: Großbritannien mit 77 (13/13/12), Norwegen mit 59 (14/4/9), Frankreich mit 48 (9/7/7), die UdSSR mit 38 (6/7/6) sowie die Schweiz mit 30 Punkten (6/3/6).

Mit der Entstehung des sozialistischen Weltsystems und der stürmischen Entwicklung der Sowjetunion hat sich jedoch auch hier das „Kräfteverhältnis" erheblich verschoben. Gewannen die Amerikaner bis zur Teilnahme der UdSSR an den Olympischen Spielen (Helsinki — 1952) genau 26,3 % aller seit 1896 vergebenen Medaillen, so brachten es die sowjetischen Sportschützen im Verlaufe von



Wassili Borissow. Ihm gelang, was nach 1945 noch kein Sportschütze schaffte: Bei zwei Olympischen Spielen Medaillen, und zwar je einmal Gold, Silber und Bronze, zu gewinnen.

nur drei Olympiaden auf 31,6 %. In der Nationenwertung der drei letzten Spiele widerspiegelt sich das wie folgt: 38 Punkte (6/7/6) und Platz 1 klar für die UdSSR, gefolgt von einem weiteren sozialistischen Staat — Rumänien — mit 11 (3/0/2) sowie den USA mit 10 Punkten (2 1/2). Finnland steht mit 9 Punkten (1/2/2) an vierter Stelle, Schweden mit 8 Punkten (0/3/2) an fünfter.

Die sowjetischen Schützen sind auch für Tokio heiße Favoriten. Sechs Disziplinen umfaßt das Programm: Den Dreistellungskampf im Freien Gewehr und mit der KK-Büchse, dazu 60 Schuß liegend mit dem Kleinkalibergewehr; dann die beiden Pistolendisziplinen (Scheibenpistole und Olympisches Schnellfeuer) sowie das Wurftaubenschießen.

In den Pistolendisziplinen stellte die Sowjetunion sowohl bei den Welt-Titelkämpfen in Kairo 1962 wie bei den Europameisterschaften 1963 in Stockholm alle Einzel- und Mannschaftssieger. Und bis auf die 60 Schuß liegend mit der KK-Büchse gewann sie beim Championat du Monde alle Mannschaftstitel in den olympischen Disziplinen. Eine bessere Visitenkarte für Tokio kann man sich wahrlich nicht wünschen...

Dennoch: Favoriten haben meist auch Mitfavoriten. Und so wären zu nennen: Gary Anderson, der amerikanische Seriensieger von Kairo, vierfacher Weltmeister im Gewehrschießen; Hollenstein, der Schweizer Gewehrschütze, Weltrekordhalter und dreifacher Europameister; Karnissingh, der Wurftaubenspezialist aus Indien, der in Kairo dem sowjetischen Weltmeister Sabelin erst im Stechen knapp unterlag; nicht zuletzt Yoshikawa, der ehrgeizige Japaner, der schon in Rom den dritten Platz im Scheibenpistolenschießen belegt und damit seiner Heimat die erste olympische Medaille im Schießen geholt hatte und sich mit seinem zweiten Platz bei den Kairoer Weltmeisterschaften 1962 bestens für Tokio empfahl. Gerade er und seine Kameraden werden beson-

ALLES AUF EINEN BLICK

Disziplin	Weltrekord	Weltmeisterschaften 1962 in Kairo: Sieger	Bester DDR-Schütze
Freies Gewehr 120 Schuß (3 × 40)	1150 Ringe Hollenstein (Schweiz)	1130 Ringe Anderson (USA)	1111 Ringe Kosert (ASK)
Freie KK-Büchse 120 Schuß (3 × 40)	1157 Ringe Anderson (USA)	1157 Ringe Anderson (USA)	1121 Ringe Heyn (ASK)
Freie KK-Büchse 60 Schuß liegend	595 Ringe Holup (Ungarn) Bortz (BRD)	594 Ringe Wenk (BRD)	586 Ringe Heyn (ASK)
Freie KK-Scheibenpistole 60 Schuß	566 Ringe Jassinski (UdSSR)	559 Ringe Stolipin (UdSSR)	542 Ringe Wehle (ASK)
KK-Schnellfeuerpistole 2 × 30 Schuß	595 Ringe Kropotin (UdSSR)	589 Ringe Sabelin (UdSSR)	582 Ringe Jacobi (ASK)
Wurftaubenschießen 200 Tauben	—	195 Treffer Zimenko (UdSSR)	194 Treffer Marscheider (GST)

Anmerkung: Weltrekorde können nur bei Olympischen Spielen sowie Welt-, Europa- oder Panamerikanischen Meister-

ders danach streben, auf heimatlichem Boden erfolgreich zu bestehen und die römische Medaillenbilanz möglichst noch zu übertreffen. Die Ziele der Japaner sind hochgesteckt. Und sie setzen viel, ja alles ein, um sie zu erreichen. Trotzdem ist alles sehr ungewiß. Im Sportschießen noch weit mehr als woanders, weil die letzten verwertbaren Resultate den Jahren 1962/63 entstammen. Die nationalen Veranstaltungen kann man zu Vergleichen kaum zu Rate ziehen. Dazu sind ihre Bedingungen, vom Wetter bis zu den Standverhältnissen, zu unterschiedlich, zu abweichend voneinander. Exakt meßbare Vergleiche sind deswegen nur bei den großen internationalen Schießwettkämpfen möglich, deren letzter vor einem Jahr stattfand und deren nächster nunmehr in knapp zwei Monaten über die „Bühne“ der Schießstände von Asaka und Tokorozawa gehen wird.

Achtundsechzig Jahre sind es her, da in Athen die ersten Olympischen Spiele der Neuzeit ausgetragen wurden. Bis 1960 summierte sich die Gesamtteilnehmerzahl auf 39 308 Sportler, darunter weit über 2000 Sportschützen. Die Leistungen ihrer Besten stehen würdig neben denen von Jesse Owens und Emil Zatopek, Paavo Nurmi und Viktor Tschukarin ...

Sie kamen aus den tiefen Wäldern Südschwedens — Vater Oscar und Sohn Alfred Swahn. Zur Jahrhundertwende fuhr Oscar Swahn noch allein nach Paris, um sich im Schießen auf den laufenden Hirsch mit den Schützen anderer Länder zu messen. Vielleicht gab seine Goldmedaille dem 29jährigen Alfred Mut, es bei den IV. Olympischen Spielen selbst einmal zu versuchen. So starteten diesmal alle beide und brachten zusammen drei Gold- und eine Silbermedaille mit nach Hause. Insgesamt gewannen sie bis zum Jahre 1924 siebenmal olympisches Gold, viermal Silber sowie fünfmal Bronze! Dieser Familienerfolg steht in der Geschichte der modernen Olympischen Spiele einmalig da und ist im Altertum bestenfalls mit dem Spartaner Hipposthenes vergleichbar, der zwischen 632 und 608 v. u. Z. sechsmal im Ringkampf siegte, während sein Sohn Hetoimokles in derselben Sportart fünfmal den Palmenzweig erhielt.

Ein Widersacher der Swahns im Schießen auf den laufenden Hirsch war der Amerikaner Walter Winans. Er wurde zweimal Olympiasieger und holte sich in Stockholm 1912 neben einer Silbermedaille mit seiner Plastik „Amerikanischer Traber“ außerdem noch die goldene des Kunstwettbewerbs Bildhauerei. Und schließlich waren auch die erfolgreichsten Zwillinge — Eric und Vilhelm Carlberg aus Schweden mit fünf goldenen und sieben silbernen Medaillen — Zeitgenossen der Swahns. Für sie waren es in der Tat „goldene zwanziger Jahre“ ...

Sie sind heute unwiderruflich vorüber. Die verwirrende Vielzahl der Disziplinen von damals hat einem festen Standardprogramm Platz gemacht. In ihm ist das internationale Leistungsniveau derart ausgeglichen, daß es in der heutigen Zeit nur ganz selten einem Schützen möglich ist, mehrmals zu olympischen Ehren zu kommen. Um so höher sind deshalb die Leistungen von Wassili Borissow aus der Sowjetunion zu werten, dem es nach 1945 als einzigem gelang, in Melbourne zwei Medaillen (Gold im Dreistellungskampf mit dem Freien Gewehr und Silber im Olympisch-Match) sowie in Rom eine Bronzemedaille (Freies Gewehr) zu erkämpfen. Ob er in der japanischen Hauptstadt ein drittes Mal dabeisein wird?

Olympia, das im Jahre 1964 Tokio heißt, schickt seine Signale in alle Welt. Zum fünfzehnten Male wird ihnen die Sportjugend der Welt folgen. Und traditionsgemäß werden mit den Sportschützen auch „Bewaffnete“ nach Tokio fahren — als Sinnbild der kommenden Welt, in welcher Gewehr und Pistole nur noch Sportgeräte sein werden.

K. H. F.

Olympische Spiele 1960 in Rom				
Olympischer Rekord	Sieger	Bester DDR-Schütze	Deutscher Rekord	Deutscher Meister 1963
1138 Ringe Borissow (UdSSR)	1129 Ringe Hammerer (Österreich)	1105 Ringe Mars (ASK)	1144 Ringe Mars (ASK)	1125 Ringe Schorn (GST)
1149 Ringe Schamburkin (UdSSR)	1149 Ringe Schamburkin (UdSSR)	—	1150 Ringe Heyn (ASK)	1140 Ringe Sommer (ASK)
590 Ringe Kohnke (BRD)	590 Ringe Kohnke (BRD)	—	566 Ringe Köcher (GST) Salecker (Dynamo)	587 Ringe Kosert (ASK)
560 Ringe Guschtschin (UdSSR)	560 Ringe Guschtschin (UdSSR)	544 Ringe Kadner (ASK)	570 Ringe Losach (GST)	551 Ringe Fichtner (ASK)
587 Ringe Petrescu (Rumänien) McMillon (USA)	587 Ringe McMillon (USA)	579 Ringe Franke (Dynamo)	593 Ringe Pinnig (ASK)	589 Ringe Jacobi (ASK)
195 Treffer Rossini (Italien)	192 Treffer Dumitrescu (Rumänien)	179 Treffer Aßmus (ASK)	—	195 Treffer Marscheider (GST)

schaften aufgestellt werden. Im Wurftaubenschießen werden keine Rekordlisten geführt.



Freies Gewehr 120 Schuß (3 x 40)

Es werden liegend, kniend und stehend je 40 Schuß auf 300 m Entfernung geschossen; die Reihenfolge der Anschlagsarten kann der Schütze selbst bestimmen. Die Waffe darf ein Kaliber bis 8 mm haben. Es können an ihr beliebige Veränderungen vorgenommen werden, jedoch darf das Gewicht 8 kg nicht überschreiten. Wettkampfdauer 6 : 30 Std. Austragung in Tokio: 15. Oktober 1964 — 9.00 Uhr

Freie KK-Büchse 120 Schuß (3 x 40)

Auf 50 m Entfernung werden ebenfalls je 40 Schuß in den drei Anschlagsarten geschossen. Das Kaliber der Waffe darf 5,6 mm, ihr Gewicht 8 kg nicht überschreiten. Ansonsten kann die Büchse beliebig verbessert oder verändert werden. Die Zehn auf der Scheibe hat noch nicht einmal Pfenniggröße; ihr Durchmesser beträgt 12,4 mm. Wettkampfdauer: 6 : 30 Std. Austragung in Tokio: 20. Oktober 1964 — 9.00 Uhr

Freie KK-Büchse 60 Schuß liegend

Dieser Wettbewerb, für den dieselben Bedingungen wie für den Dreistellungskampf gelten, wird auch Olympisch-Match genannt. Wettkampfdauer: 2 : 30 Std. Austragung in Tokio: 16. Oktober 1964 — 9.00 Uhr

Freie Scheibenpistole 60 Schuß

Die Freie Scheibenpistole ist eine Waffe von 5,6 mm Kaliber. Sie darf orthopädische Schäftung, Stecherabzug und Mikrometervisier haben. Im Gewicht oder in der Lauflänge gibt es keine Beschränkungen. Wettkampfdauer: 3 Std. Austragung in Tokio: 18. Oktober 1964 — 9.00 Uhr

Olympisches Schnellfeuer 60 Schuß (2 x 30)

Der Wettkampf wird in zwei Durchgängen zu je 30 Schuß auf 25 m Entfernung mit einer kleinkalibrigen (5.6 mm) Selbstladepistole ausgetragen. Jeder Durchgang unterteilt sich in drei Serien zu 2 × 5 Schuß auf fünf nebeneinanderstehende Silhouettenscheiben von 160 cm Höhe. Sie sind drehbar gelagert und zeigen sich dem Schützen entsprechend den Bedingungen. Danach hat der Schütze in jedem der beiden Durchgänge 2 × 5 Schuß in 8, dann in 6 und schließlich in 4 Sekunden abzufeuern. Austragung in Tokio: 19. Oktober 1964 — 9.00 Uhr

Wurftaubenschießen 200 Tauben

Als Ziel dient eine Asphaltscheibe — eben die „Taube“ — mit 110 mm Durchmesser sowie 110 g Gewicht. Sie wird auf das Kommando des Schützen mit einer Maschine aus einem verdeckten Grabenstand geschleudert. Der Schütze steht, das Gewehr bereits im Anschlag, 15 m hinter dem Graben. Die Taube wird von dem Schützen weg geschleudert, etwa 80 m weit, nicht höher als vier und nicht niedriger als einen Meter. Geschossen wird mit einem Schrotgewehr; Kaliber höchstens 12 mm. Es finden zwei Durchgänge zu je 100 Tauben statt, die in 25er Serien geschossen werden. Austragung in Tokio: 15. und 16. Oktober 1964 — 9.00 Uhr



Horst Kadner vom ASK Vorwärts Leipzig wurde 1960 in Rom Achter beim Schießen mit der KK-Scheibenpistole und erwies sich damit als erfolgreichster DDR-Schütze. Über die Tokio-Fahrkarten entschieden vor kurzem die Ausscheidungs-Wettkämpfe mit den westdeutschen Sportschützen . . .

Was ist das?

Keule: „Preisfrage!"

Atze: „Schieß los!"

Keule: „1958 bei der Leipziger Armeespartakiade wurde die NVA Mannschaftssieger, bei den internationalen Meisterschaften des Sportkomitees der befreundeten Armeen 1961 unter zehn Ländern Fünfter, 1962 unter acht Ländern Siebenter und 1963 unter zehn Ländern Neunter. Was ist das?"

Atze: „Militärischer Dreikampf!"

Sporttgarten

„Königliches Spiel" – stiefmütterlich behandelt

Im Verhältnis zu anderen Sportarten messen unsere Genossen dem Schachspiel zuwenig Bedeutung bei. Das fängt beim

... Präsidium der Armeesportvereinigung Vorwärts — mitnichten an. So finden sich in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „armeesportler" Nr. 5 und Nr. 6 zudem noch weitere drei Schachberichte, darunter einer von den NVA-Schachmeisterschaften 1964. Der Vorwurf des ungenannt bleibenden Kritikers trifft das Präsidium also völlig zu Unrecht. Ja, wenn es sich um Kampf- oder Kraftsport handeln würde...

Gefr. Hennings Schachmeister

Einsatzbereitschaft und gute Kondition der Teilnehmer kennzeichneten die I. Armeemeisterschaften 1964 im Schach, die zur Vorbereitung auf das I. SKDA-Turnier der befreundeten Armeen, das in diesem Monat in Moskau ausgetragen wird, stattfanden.

Auf 64 Feldern

Am 14. und 15. März 1964 führte das Bezirkskomitee der Grenztruppen die Bestenermittlungen im Schach durch. Konzentriert wurde auf den Brettern mit den 64 Feldern von allen Genossen um die Fahrkarte zu den Armeemeisterschaften gespielt. Drei Staffelsieger bestritten jeweils die Endrunde.

Die Geburt einer strammen

Olympianorm-Erfüllung im Zehnkampf

mit 7112 Punkten ohne spezielles Klubtraining zeigt hocherfreut an

Unteroffizier Klaus Grogorenz

Notwendige Randbemerkung: Der Unterzeichnete wie alle Angehörigen der Nationalen Volksarmee wären erfreut, wenn sie — möglichst noch vor den Olympischen Sommerspielen in Tokio! — eine ähnliche Nachricht auch aus der Leichtathletikmannschaft des ASK Berlin vernehmen könnten.

Geschwindigkeit ist keine Hexerei

Unter diesem Motto hat der Hohe Leichtathletik-Trainerrat des ASK Berlin kürzlich eine neue Methode der Nachwuchsförderung aus der Truppe erprobt. Klaus Gottert, einstmals Sportoffizier in der ASG Trollenhagen, diente — ohne sein Wissen — als Versuchsperson.

Man wurde bereits in aller Frühe auf ihn aufmerksam: Zu jener Zeit nämlich, als er gerade erst vier Jahre hintereinander Mittel- und Langstreckenmeister der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung geworden war. Das weitere ging ebenso rasch. Ein halbes Jahr nach dem ersten Trainer-Gespräch wurde er in Potsdam mit Erfolg überprüft und — sicherlich um ihm Gelegenheit zum neuen Kräftesammeln zu geben — einstweilen wieder nach Hause geschickt.

Vierundzwanzig Wochen später, nachdem Klaus sich weisungsgemäß nach Trollenhagen zurückgetrollt hatte, stellte der Cheftrainer mit einem Mal bestürzt fest, daß das junge Talent ja inzwischen schon 24 Jahre geworden sei und damit für den Klub zu alt. Das hatte man doch in der Eile glatt übersehen...

Aber man muß es dem Hohen Leichtathletik-Trainerrat lassen: Im olympischen Frühjahr 1964 überspurtete er sich selbst, vergaß für eine Minute alle Bürokratie und holte Klaus doch noch zum ASK. Allerdings nicht, ohne ihn vorher aufgefordert zu haben, nun aber seinerseits im Training ebensolch ein Tempo vorzulegen wie der Hohe Leichtathletik-Trainerrat bei der Nachwuchsförderung...



Vignette: Harri Parschau

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Hauptstadt von Ecuador, 4. Konstrukteur des ersten brauchbaren MG, 8. Maßeinteilung an Geräten, 12. Hauptstadt von Afghanistan, 15. Einheit bei den Luftstreitkräften, 16. Kampfgas, 17. Stadt in Italien, 18. Autor des Romans „Tote See", 19. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 20. Vertiefung, Ausbuchtung, 21. Metall, 22. Körper, 24. bestimmte Gruppe von Tieren innerhalb einer Art, 26. populärer Armeesportler (Lauf), 27. Rennpferd, 30. Getränk, 32. Nadelbaum, 34. Ährenbündel, 38. halbglosierter Ziegel, 40. Kopffüßler, 43. Oxyde der Erdmetalle, 46. Angehöriger einer Sowjetrepublik, 49. Stadt in Australien, 50. frz. Opernkomponist (1803–1856), 51. ältester Gelehrter eines Faches, 53. Wurfspieß, 55. bedeutender deutscher Chemiker (1803–1873), 59. Hauptstadt des Jemen, 60. erster Kommandeur der Volksmarinedivision, 63. altes Längenmaß, 64. Vertiefung, 66. Mitglied des ZK der SED, 68. seitenverkehrtes photograph. Bild, 70. Nebenfluß der Aller, 73. frz. Stadt an der Mosel, 75. japan. Währung, 77. russ. revol. Philosoph und Schriftsteller, 81. militär. Führungsstelle, 83. oberitalien. Stadt, 85. Stadt an der Lippe, 87. Kampfgebiet, 88. russ. Dichter (1809 bis 1852), 89. Pelzart, 90. Sporthemd, 91. Trugbild, 92. Fechtwaffe, 93. Teil des Schlittens, 94. Schmelzüberzug, 95. Stadt im Bez. Potsdam, 96. bulgar. Lyriker, Dimitroffpreis, 97. deutscher Maler der Gegenwart.

Senkrecht: 1. Elementarteilchen des elektromagnetischen Strahlungsfel-

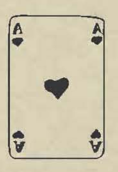


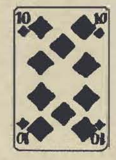
V verlor mit abgebildetem Blatt bei folgendem Spielverlauf einen sicheren Grand Hand mit 42 Augen. Im Skat: Pik 8 und Herz 8

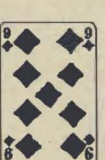
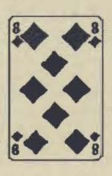
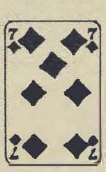
V Karo Bube, M Pik 10, H Kreuz Bube; H Pik König, V Herz Bube, M Herz 7; V Karo 9, M Karo König, H Kreuz As; M Kreuz 7, H Kreuz 10, V Pik Bube; V Herz As, M Herz 9, H Pik 7; V Herz 10, M Herz Dame, H Pik 9; V Karo 7, M Karo As, H Pik As; M Kreuz 8, H Kreuz König, V Karo 8, H Kreuz Dame, V Karo Dame, M Kreuz 9; H Pik Dame, V Karo 10, M Herz König.

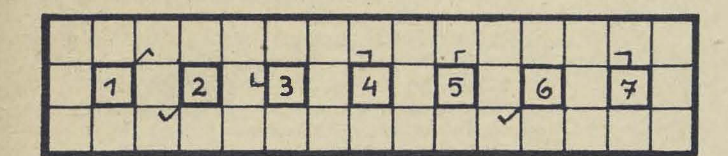
Wie hätte V spielen müssen, um zu gewinnen?







RUND UM DAS ZAHLENFELD

Die Wörter beginnen in dem Feld mit dem Häkchen und laufen in der angezeigten Richtung um das Zahlenfeld.

1. Schußwaffe, 2. Teil des Ottomotors, 3. Teil des kalten Krieges, 4. Drehbewegung, 5. Gruppierung innerhalb einer Partei, 6. südeurop. Gebirge, 7. ständiger Begleiter, Mond.

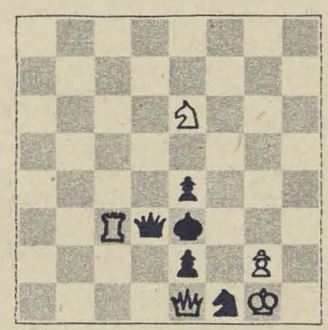
des, 2. nordpolnische Stadt, 3. südwestpoln. Woiwodschaft, 4. Halbaffe, 5. Bewohner Nordafrikas, 6. Nebenfluß der Donau, 7. Zeitabschnitt, 8. Lager des Hasen, 9. Gelenk, 10. Baumschmuck, 11. Stadt in Ägypten, 12. Ostseehafen, 13. oriental. Markt, 14. Antreteordnung, 23. physikal. Arbeitseinheit, 25. südfrz. Hafenstadt, 28. Nebenfluß der Maas, 29. Verkehrszeichen, 31. Stadt in Spanien, 32. Kriegsgott, 33. Einspruchsformel, 35. Elementarteilchen, 36. erster sowj. Stadtkommandant von Berlin 1945, 37. Hausflur, 39. ungar. Revolutionär, Mitbegründer der KPU, 40. Maurerwerkzeug, 41. Beleuchtungskörper, 42. Mädchenname, 44. frz. Maler (1834–1917), 45. estn. Hafenstadt, 47. Stange zum Bewegen von Flößen, 48. männl. Vorname, 52. ethischer Begriff, 54. Form des Sauerstoffs, 56. Fluß im Harz, 57. Konstrukteur des ersten entwicklungsfähigen Automobils, 58. Ruder- und Beiboot, 61. Nebenfluß des Rheins, 62. Zuchttier, 65. Landungsbrücke, 67. frz.: Straße, 69. frz. Schriftsteller („Die Viertel der Reichen"), 71. griech. Insel, 72. Chef der Volksmarine, 73. Rohrverbindungsstück, 74. deutscher Maler (1839–1924), 75. chem. Element, 76. Narbe, 78. Nordseehafen, 79. deutscher Schriftsteller („Das Beil von Wandsbek"), 80. Nasenlaut, 81. Ausdrucksform, 82. südamerik. Wurfwaffe, 83. Zeitgeschmack, 84. russ. Mädchenname, 86. Strom in Sibirien.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben a – am – che – e – e – ein – ki – kow – kreis – lek – lo – ma – mit – nau – ne – ne – new – nier – ol – pe – pe – per – re – richt – rit – ski – sta – stein – stik – stro – sung – ter – ti – tik – tik – ton – tron – tur – wa – y – zi – sind fünfzehn Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein modernes Verfahren zur Lösung militärischer Aufgaben.

1. natürl. Logarithmus eines Spannungs- oder eines Leistungsverhältnisses, 2. einer der bedeutendsten Physiker (1879–1955), 3. sportl. Veranstalt., 4. russ. Mathematiker (1857–1935), 5. diensthabender Teil der Besatzung eines Schiffes, 6. Teil des Transistors, 7. Winkelmeßgerät der Artillerie, 8. Lehre von den Maschinengetrieben, 9. Wissenschaft von der Weltraumfahrt, 10. engl. Mathematiker, Begr. der klass. Physik, 11. Maßeinheit der elektr. Stromstärke, 12. Erkennungswort, 13. Kampfgas, 14. Gesellschaftswissenschaft, auch Zweig der angewandten Mathematik, 15. Bestandteil eines jeden Atoms.

SCHACHAUFGABE



Matt in zwei Züger.

Geschickte Zugzwang-Ausnutzung. Verfasser: L. Rothstein. Stellungsbild Weiß: Kg1, De1, Tc3, Se6, Bg2 (fünf Steine). Schwarz: Ke3, Dd3, Sf1, Be2, e4 (fünf Steine).

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 7/1964

MAGISCHES QUADRAT: 1. Taman, 2. Akaba, 3. Mader, 4. Abebe, 5. Narew.

SILBENKREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Pistole, 3. Reaktor, 4. Senegal, 7. Soman, 9. Lido, 10. Sartre, 11. Silber, 12. Kode, 14. Tenor, 16. Europa, 18. Degeyter, 19. Parodie. Senkrecht: 1. Picasso, 2. Lese, 3. Regal, 4. Torpedo, 6. Neper, 8. Mansarde, 9. Liberté, 12. Kokarde, 13. Tiro, 15. Normandie, 16. Euter, 17. Papa.

SILBENRÄTSEL: 1. Grodotzki, 2. Emitter, 3. Signal, 4. Coubertin, 5. Honved, 6. Oistrach, 7. Streuung, 8. Stolperdraht, 9. Warschau, 10. Etappe, 11. Reichpietsch, 12. Feldwebel, 13. Eskorte, 14. Regiment – Geschoßwerfer.

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Coubertin, 7. Kronstadt, 11. Unger, 12. Gefreiter, 16. Operation, 21. Anis, 22. IMG, 24. Oko, 25. Ares, 26. Nauen, 27. Bell, 28. Lira, 30. Brest, 31. Eton, 32. Arve, 33. Tor, 35. Aster, 38. Ree, 40. Bram, 41. Hase, 43. Lahore, 44. Abebe, 45. Malaga, 46. Krad, 48. Isis, 50. Lek, 52. Orden, 55. Sue, 57. Leck, 59. Toni, 60. Rilke, 62. Kuba, 64. Star, 66. Rampe, 68. Iris, 70. Lab, 71. Ahn, 72. Kura, 73. Theodolit, 76. Akropolis, 78. Irene, 79. Uljanowsk, 80. Recknagel.

Senkrecht: 2. Ode, 3. Birne, 4. Reis, 5. Nurmi, 6. Egk, 7. Kroki, 8. Nora, 9. Titer, 10. Duo, 12. Generaloberst, 13. Faust, 14. Einer, 15. Elen, 17. Para, 18. Arber, 19. Isere, 20. Nationalpreis, 23. Glas, 24. Olpe, 27. Bohr, 29. Aras, 34. Opole, 35. Amado, 36. Trend, 37. Rhein, 39. Erlau, 40. Bek, 42. Ems, 47. Reck, 49. Igor, 50. Lilie, 51. Kleid, 53. Raab, 54. Elsa, 55. Sirup, 56. Etmal, 58. Kuli, 59. Tank, 61. Krona, 63. Batik, 65. Thär, 67. Arosa, 69. Solo, 72. Kork, 74. Hel, 75. Sen, 77. Ile.

BUCHSTABENSTREICHEN: Um die Hände in den Schoß zu legen, ward ich nicht Soldat.

SCHACH: Weiß: Kg8, Df1, Tg2, Sa1, Sb6. Schwarz: Ka3, Lc3, Lh3, Ba2, d3, e6. Zweizüger von H. W. Huse-Hamur. 1. Tb2! Lb2: 2. Df8 matt; 1. ... Kb2: 2. Sc4 matt; 1. ... Lf1: 2. Tb3 matt.



HEFT 8
AUGUST 1964
PREIS DM 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Manfred Berghold · Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postschließfach 7986, Telefon: 63 09 18 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Karolkow, Moskau; Major Jiři Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Lásló Serfözö, Budapest; · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, Berlin 2, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Redaktionsschluß dieses Heftes: 6. Juli 1964

Fotos: Gebauer (16) Titel, S. 6, 7, 8, 9, 10, 25; Zentralbild (2) S. 4, 74; Nosierowska (1) S. 15; Raddatz (3) S. 17, 18; Borkowsky (5) S. 22, 23, 24, 57; Militärbilddienst (4) S. 28, 65; Schütze (1) S. 29; Syndaman (4) S. 30, 31, 32; Dressel (1) S. 33; Fukatsch (1) S. 35; Kobyliński (1) S. 39; Vetter (1) S. 40; Hammer (4) S. 40, 46, 47; Schorsch (1) S. 41; Progress (1) S. 42; Bach (1) S. 44; Novotny (1) S. 67; Weidt (1) S. 76; Archiv (12) S. 4, 5, 35, 40, 41, 66, 67, 73; Rücktitel: Klaus Fischer

TITELBILD: Schwimmpanzer der Nationalen Volksarmee beim Überwinden eines Wasserhindernisses.

Sie ist das, was man liebevoll ein Teufelchen nennen möchte, quicklebendig und in jeder Minute ideenreich auf der Suche nach neuen Späßen. „Ich glaube immer daran, daß alles glatt geht – es ist dann viel einfacher." Solche Gedanken sind bei der 25jährigen Natalja Kustinskaja kein leichtfertiges In-den-Tag-Hineinleben, sondern sie sind Ausdruck ihres überschäumenden Temperaments und ihres ständigen Bemühens, anderen Freude zu schenken.

Sechs Hauptrollen in sieben Filmen hat sie bis jetzt gespielt. Nach dem Besuch der Musikschule in Moskau bewarb sie sich an der Filmhochschule. „Bei uns ist das so, daß die vielen Bewerber durch verschiedene Vorentscheidungen müssen. Ich kam zu spät und geriet dadurch in die letzte Aufnahmeprüfung – und was glauben Sie, ich habe es geschafft."

STAR-Palette



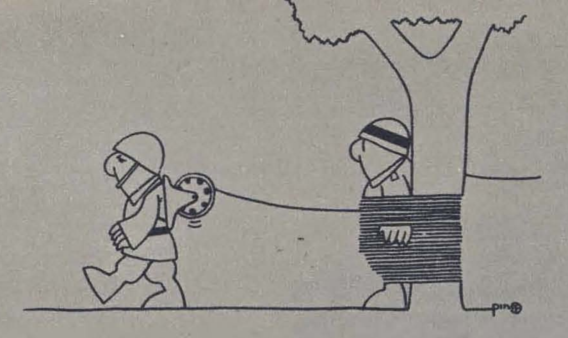
Natalja spezialisierte sich nebenbei auf Singen und Tanzen. „Nur deshalb will mich mein Mann, Regisseur Schulukin („Das Mädchen aus der Taiga") in seinem nächsten Revuefilm spielen lassen. Das ist eine Rolle, von der ich schon immer geträumt habe, aber wir werden uns sicher viel streiten, denn wir kennen uns zu gut."

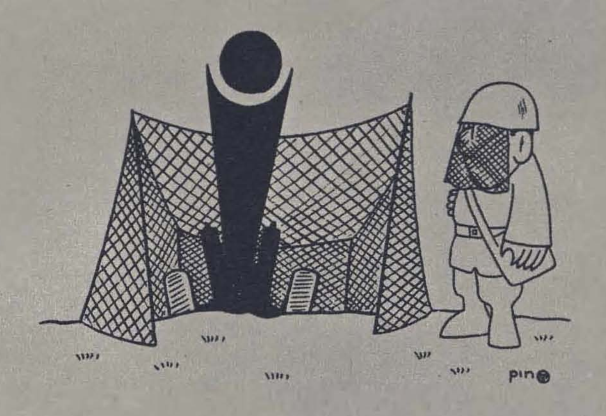
Wer Natalja in Filmen wie z. B. „Drei plus zwei" gesehen hat, kann verstehen, daß sie viele Heiratsangebote bekommt. „Eines Tages klingelt es bei mir an der Tür", verriet sie uns, „und als ich aufmache, steht ein Soldat davor. Er sagt, er hätte seinen Besuch in einem Brief angekündigt. Der Arme war ganz enttäuscht, als ich ihm meinen Mann vorstellte. Und als ich ihm zu meiner Entschuldigung einen großen Stapel von Briefen vieler seiner Kameraden zeigte, die alle ihren Urlaub mit mir zusammen verleben wollten, da war mein Hündchen Mischka der einzige, der seine Enttäuschung nicht verstehen konnte."

Unserer Bitte nach einem Gruß entsprach sie so: „Möge für alle das Jahr 1964 ein Jahr der Liebe sein. Zumal es ein Schaltjahr ist – und ein Tag im Leben kann für die Liebe so entscheidend sein. Besondere Grüße an meine Freunde in Uniform."

M. Heidel



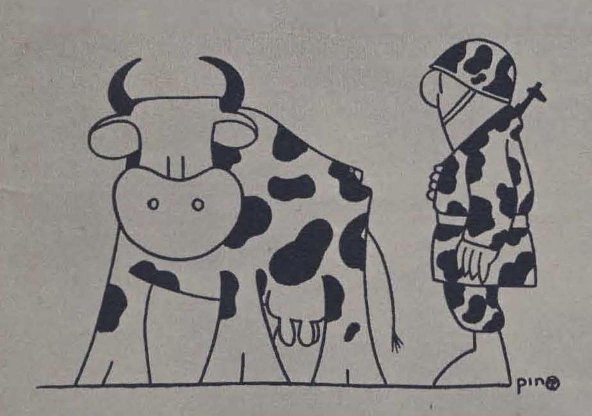


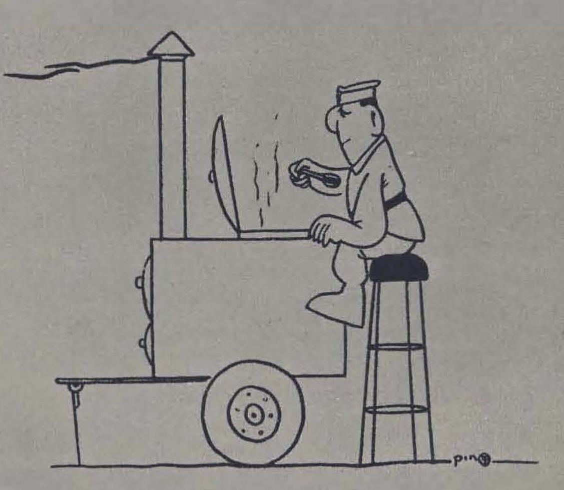


ALLES ÜBUNG



meint der polnische Karikaturist
WIESŁAW FUGLEWICZ





Index 31 036

